



Sichtbild Neßloff, Berlin

Bäuerin in Schönwälder Wintertracht

# Bäuerliches Volkstum in Oberschlesien

Sonderheft der Monatschrift „Der Oberschlesier“ Aprilheft 1934  
bearbeitet von Hochschuldozent Alfons Perlick, Beuthen O.S.

## Bäuerliches Volkstum

### Zur Einführung

Von Alfons Perlick

Zeiten des Auf- und Umbruchs sind immer stark sittenschöpferisch gewesen. Will unser Volk heute die in seinem Volkstum liegenden geistigen Güter wiedergewinnen, so darf es nicht allein für Ehre, Freiheit und Glauben kämpfen, sondern muß auch mit der möglichsten Anspannung für seine Sitte, für sein Brauchtum eintreten. Brauchtumsbildung ist niemals die Angelegenheit eines einzelnen, auch nicht das Ergebnis verständiger, wissenschaftlicher Überlegung, sondern kann nur in dem Gesamtbewußtsein eines Volkes, in einer übervernünftigen Einwirkung begründet sein. Brauchtum, Sitte und Symbol sind allezeit Träger des Volkstums gewesen, stellen gewaltige Aufbaumächte im Volksleben dar; in dem Brauch ist die Kraft des Sinnbildes, wirkt eine ethische Macht. Gibt ein Volk seine Bindung an das eigene Brauchtum auf, so wird es nicht nur brauchtumsfremd, nicht nur sittenlos, sondern hört überhaupt auf, als geistige, sittliche Gemeinschaft zu bestehen.

Das bäuerliche Menschentum ist in seiner Bindung an die zu bebauende und fruchtbringende Scholle die natürliche, unversiegbare Kraftquelle für unsere Volksart, ist der Mutterboden unseres Volkstums überhaupt. In dem dörflichen Lebenskreis muß also zu allererst die Besinnung, die Reinigung und das Neuschöpfen einsetzen; von hier aus nur kann der wirkliche Anstoß zum Auftrieb, zur Erfüllung kommen. Hier haben die Ströme lebendig zu werden, die ein ganzes Volk ständig und warm durchfluten müssen, um es in seiner Gemeinschaft und Kameradschaft zu gestalten, um es in seiner Lebensstärke und Lebensschönheit zu sichern und zu erhalten.

So ist das Dorf, der Lebensraum des bäuerlichen Menschen, in seiner Schlichtheit nicht nur die einzig mögliche Siedlungsart, in der geweihtes Brot wird, sondern das Dorf muß in seiner Natürlichkeit, in seinem vielgestaltigen Brauchtum, in seinem stillen Segen auch immer der einzig mögliche Boden bleiben, aus dem gesundes Blut, treues Volk und Volkstum zur Welt kommen kann. Nicht Festungen und Drahtverhaue, nicht Kulturanstalten und Bollwerke, auch nicht ausgeklügelte Theorien und Denkschriften zeugen letzten Endes ein starkes untergängliches Volk und Volkstum, sondern gerade dieses schöne weite Land mit seiner Beschaulichkeit und Würde, diese kleinen Dörfer, mit ihren keimenden, grünen Äckern, diese einfachen Bauern mit ihren Frauen, Kindern und Enkeln, dieses biedere Menschentum mit seinem bunten Kranz von Sitte und

Brauch nur können dem neuen Reiche festes, unzerstörbares Fundament sein. Hier allein ist das starke Kraftfeld, der feste Tragboden und der sichere Lebensraum des gesamten Volkskörpers.

Wenn nun die einzelnen Gaue im deutschen Vaterlande heute wieder ihr ehrenwertes, bäuerliches Erbgut mit Ernst und Eifer aufdecken, neu formen und pflegen, dann muß jeder Volksgenosse, besonders aber der, den das Leben von der ursprünglichen Natürlichkeit hinweggeführt hat, aufrichtig versuchen, sich eine neue Einsicht in die Art und den Umfang dieses Lebenskreises zu verschaffen. Unser grenzländischer Raum fordert auch hier wieder wegen seiner besonderen volklichen Lagerung stärkste Anteilnahme. Die folgenden Abhandlungen sollen uns nun aus dieser Erkenntnis heraus mit einzelnen Stoffgebieten der oberschleussischen Bauernvolkskunde näher vertraut machen, um so das Menschentum und die Scholle der Heimat als wahrhaftige Grundlage für die volkliche Aufbauarbeit kennenzulernen.

## Der Ahnen Buch

Aus toten Tiefen leuchtet's wunderbar,  
wenn ich die Schar in dunkle Schollen drücke.  
Mir ist, als läse ich, was einstens war,  
so ich in meines Ackers Zeilen blicke.

Aus ferner Zeit, voll Pest und Tod und Kriegen,  
da nicht die Sense Halme hat gemäht,  
seh ich die Fahnen in den Lüften fliegen . . .  
Mein Blick in Feindes Fernen lugend späht.

Ein aufgeschlagenes Buch ist mir der Boden.  
Ich schau der Väter sorgenvoll Gesicht,  
und schwiele Hände harten Acker roden,  
und manch Gebet aus dürren Zeilen spricht.

Hugo Gnielczyk

# Waren die heimischen Germanen Bauern?

Von Gustav Hoffmann

In vergangenen Zeiten, als der heutige hohe Stand der Wissenschaft noch nicht erreicht war, nahm man häufig an, unsere germanischen Voreltern seien Jäger oder Nomaden gewesen. Mit dieser Meinung glaubte man, den Nachweis eines niederen Kulturstandes verbinden zu können. Die Wissenschaft hat diese veraltete unwahre Ansicht längst widerlegt. Da aber gerade in neuerer Zeit immer wieder jene Meinungen verbreitet werden, (s. z. B. Rudnicki<sup>1 2</sup>) ist es nötig, die oben genannte Frage zu untersuchen. Das soll von verschiedenen Seiten aus geschehen.

## 1. Allgemeine Erwägungen

Wir wissen, daß bereits die Indogermanen der jüngeren Steinzeit Ackerbauer waren. So ist ein Holzpflug aus dieser Zeit im Hochmoore von Walle, Kreis Aurich, geborgen worden.<sup>3</sup> In den Moorschichten unter den Pfahlbauten sind zahlreiche Reste von Getreide erhalten geblieben. Besonders beliebt waren: Kolben- und Rispenhirse, aber auch Weizen, Emmer und Gerste wurden gebaut.<sup>4</sup> Steinerner Handmühlen, steinerne Hacken, steinerne Sicheln<sup>5</sup> sind gleichfalls ein untrüglicher Beweis für den Ackerbau der Jungsteinzeitler. Die Urform der europäischen und zugleich ältesten europäischen Sichel ist ein bei Stenild (Jütland) gefundenes jungsteinzeitliches Stück.<sup>6</sup> Noch mehr Beweise für den Ackerbau können wir für die bronzezeitlichen Germanen erbringen. So ergibt sich schon aus dem Entwicklungsgedanken, daß auch die Germanen der Eisenzeit und späterer Epochen Ackerbauer waren.

Auch Erwägungen über die recht stattliche Zahl<sup>7</sup> der im Ostraum wohnenden Germanen lassen ohne weiteres den Schluß zu, daß die Bevölkerung nicht von Wild allein leben konnte.

## 2. Historische Beweise

Unsere Heimat war in der Germanenzeit gar nicht so sehr von Wäldern bedeckt und von Sümpfen durchzogen, wie man gewöhnlich annimmt.<sup>8</sup> Auch der Wald selbst war nicht unwegsam. Cäsar berichtet, daß ein behender Läufer den Hercynischen Wald in 9 Tagen in seiner Breite durchqueren kann.<sup>9</sup> Die Bodenbeschaffenheit war also kein

<sup>1</sup> Slavia Occidentalis 1930/358 ff.

<sup>2</sup> Zitiert nach v. Richthofen, Zur Vorgeschichte der Ostgermanen. Wiener Präh. Ztschr. XIX, 1932, 135.

<sup>3</sup> Holmann, Ostfriesische Urgeschichte. 1933. Hildesheim und Leipzig, 57 f.

<sup>4</sup> S. z. B. Engel, Vorgeschichte Deutschlands. Stuttgart 1930, 18.

<sup>5</sup> Schuhmacher, Der Ackerbau in vorrömischer und römischer Zeit. 1922, 8 f.

<sup>6</sup> Ebert, Reallexikon 12. Bd., 72.

<sup>7</sup> Kossinna, Altgermanische Kulturhöhe.

<sup>8</sup> Much, Germ. Urwald. Sudeta II/57 f.

<sup>9</sup> Cäsar, De bello Gallico VI, 25.

Hindernis für einen lebhaften Ackerbau. Er wird auf Grund besonders zweier Nachrichten historischer Schriftsteller<sup>10</sup> unterschätzt. Es ist längst nachgewiesen worden, daß Cäsar und Tacitus in diesen Stellen germanische Stämme schildern, die sich im Kriegszustand befanden. Demgegenüber gibt es eine außerordentlich große Anzahl von Beweisen, die für einen hochstehenden Ackerbau zeugen. Ich führe einige Belege an:

Plinius XVIII, 149: Germanen säen Hafer, Gerste...

Plinius XIX, 83: Germanen bauen Rettich an...

Plinius XIX, 90: Rapunzel, XIX, 145 Spargelbau...

Plinius XVII, 47: Die Ubrer kennen die Mergeldüngung...

Varro, Landbau I 7, 8 (der 100 Jahre früher als Pl. lebte) erwähnt Düngung mit weißer Tonerde durch die Germanen.

Plinius XVIII, 183: Die Treverer pflügen schon aufgegangene Saat wieder um.

Scriptores Historiae Augustae XXVIII: Germanen mußten Getreide, Rüge, Schafe liefern.

Panegyrici Latini VIII, 9: Chamaver und Friesen müssen für den Römer den Acker bearbeiten...

Pan Lat. VI: Franken-Bebauer des Bodens...

Pan Lat. VIII: Boden lebt unter dem Pflug der „Barbaren“ wieder auf.

Ammian XVII: Germanen brachten... ihre Erntevorräte auf die andere Seite des Stromes.

Ammian XVII: Römer plünderten die an Vieh und Korn reichen Gehöfte der „Barbaren“ (Alemannen und Franken).

Ammian XVII: Julian hoffte, seinen Proviant an der Ernte der Chamaver ergänzen zu können.

Ammian XVII: Römer brannten Felder ab, schleppten Vieh und Menschen mit sich fort. Suomer mußte den Römern Getreide liefern.<sup>11</sup>

Ammian XVIII: Römer - alemannische Kornfelder angezündet.

Ammian XVI: Krieg den Boden verwüstet, daher nur wenig Lebensmittel...

Zosimus IV, 12, 1: Römer nahmen aus den Bauern der Germanen Soldaten...

Drosius III, 28: Constantin schlug die äußerst tapferen und mit allem versehenen Stämme der Goten.

Mis lebenden Zubehör zum Ackerbau rechnet man Haustiere, wie Schwein, Rind, Schaf, Ziege. Auch über diese Tiere gibt es zahlreiche historische Quellenbeweise:

Plinius XI, 53: Gans - Haustier.

Plinius X, 53: Ausfuhr von Gänsefedern nach Italien.

Plinius XVII, 26: lobt germanische Weiden.

Cäsar, Bell. gall. 4, 2: ausdauernde Zugtiere.

Tacitus, Germ. 5: zahlreiche Rinder...

Plinius XXVIII: die fetteste Butter ist die von Schafen.

Poseidonios bei Athenaeus IV, 153: Germanen leben von Milch...

Plinius XI, 239: G. kennen keinen Käse, aber Butter.

Jordanes, Gotengeschichte III, 21: Suehans gute Pferdezüchter wie Thüringer.

Die Belege über Ackerbau und Tierzucht der Germanen lassen sich noch leicht vermehren. Ich mache noch auf die Nachrichten über die Dreifelderwirtschaft und die Bienenzucht<sup>12</sup> aufmerksam. Ebenso finden wir historische Belege für Obstbau.<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Cäsar a. a. D. IV, I, VI, 22 und Tacitus, Germania cap. 26. S. dazu z. B. Much, Über den Ackerbau der Germanen. Mittlg. d. Anshr. Ges. Wien 8, 223 (1879).

<sup>11</sup> Suomer war König der Alamannen.

<sup>12</sup> Plinius XII, 98 und XI, 33.

<sup>13</sup> z. B. Plinius XV, 102: Kirsche in Belgica und am Rhein.

### 3. Sprachliche Beweise

Schon aus dem indogermanischen Wortschatz erkennen wir das Bauerntum unserer Ahnen. In ihm finden wir beispielsweise folgende Begriffe: Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Vieh, Pflug, Ackerland, Korn, Gerste, Wagen, Joch, Deichsel, Dorf.<sup>14</sup> Ein germ. Volksstamm heißt Rugier, d. h. Roggenbauer oder Roggenesser (Hoops, Reallexikon IV, 4).

Wenn auch Birnen, Pflaumen und Kirschen aus dem Lateinischen entlehnte Namen haben, so ist das kein Beweis dafür, daß die Germanen dieses Obst erst durch die Römer kennenlernten. Es besteht die größere Wahrscheinlichkeit, daß die Römer neue Sorten in Germanien einführten. Die alten germanischen Bezeichnungen verschwanden, nur für Kirsche scheint noch der einheimische Name in unserm „Weichsel“ erhalten zu sein.<sup>15</sup> Die Apfelzucht läßt sich durch Funde aus dem Bodensee und von Alvastra in Schweden schon für die jüngere Steinzeit belegen.<sup>16</sup> Kirsche, Schlehe und Pflaume wurden gleichfalls in Pfahlbauten gefunden. (Hoops, Reallexikon I, 113).

### 4. Beweise aus der germanischen Religion

Wären die Germanen ein reines Jägervolk gewesen, müßten wir bei ihnen ausgesprochene magische Kunst des Jagdfernzaubers finden, wie sie z. B. aus den skandinavischen jungsteinzeitlichen naturwahren Tierdarstellungen sich ergibt. Das ist doch durchaus nicht der Fall. Vielmehr erkennen wir schon aus den stilisierten bronzezeitlichen Felsbildern der Germanen religiöse Kunst einer Bauernbevölkerung.<sup>17</sup> Ein Jagdvolk gibt durch seine kultischen Darbietungen der Bitte Ausdruck: „Gebt uns Wild!“ In dem Bauernkult aber liegt das Flehen nach Segen des Feldes. Donar oder Thor ist der typische Bauerngott. Er gebietet über Regen, Sonnenschein und Fruchtbarkeit der Felder und der Geschöpfe.<sup>18</sup> Er hilft den Menschen bei der Urbarmachung des Bodens.<sup>19</sup> Er wird bei allen bäuerlichen Unternehmungen angerufen.<sup>20</sup> Tacitus berichtet in der Germania, Cap. 40, über den Nerthuskult. Es handelt sich auch hier um Verehrung einer Erdgöttin, die Friede und Freude bringt.<sup>21</sup> Auch der Ingväonengott Ing-Freyr gehört hierher.<sup>22</sup>

In denselben Kreis der Verehrung von Ackerbaugottheiten zählen auch die Funde von Wagen, die bei Frühlingsumzügen verwandt wurden.<sup>23</sup> Die Sonnenwagen (Sonnen-

<sup>14</sup> Wenz, Einführg. in germ. Sprachgesch. Leipzig 1924.

<sup>15</sup> Fischer-Schrele, Deutsche Altertumskunde in Grundzügen. 1931, 55.

<sup>16</sup> Frödin, Mannus II, 142.

<sup>17</sup> Vergl. v. Richtofen, Zur religionswissenschaftlichen Auswertung vorgesch. Altertümer. Mittlg. der Anthropol. Ges. Wien Bd. LXII, 118 f.

<sup>18</sup> Hoops, Reallexikon IV, 323.

<sup>19</sup> Ebenda.

<sup>20</sup> Fornmanna Sogur I, 305.

<sup>21</sup> Schulz, Die Zeit des Dänenkönigs Frodi. Tagungsber. der Dt. Anthr. Ges. Hamburg 1929, 118 f.

<sup>22</sup> Schulz, Karthogr. Darst. zur altgerm. Religionsgesch. Halle 1926, 18.

<sup>23</sup> Ledler, Neues über Pferd und Wagen... Mannus 25. Bd. Heft 2, 133, 136.

scheibe auf Rädern<sup>24</sup> oder mit vorgespanntem Pferd versehen)<sup>25</sup> sollten den das Wachstum fördernden Sonnenschein herbeizaubern.<sup>26</sup> Auch die in Moor und See versenkten Opfer sind Gaben an Fruchtbarkeitsgottheiten. Man opferte Perlen und andere Schmuckgegenstände.<sup>27</sup> Unsere heimischen Ostgermanen waren Verehrer Donars.<sup>28</sup> Seine Gattin war Sif. Sie ist Erdgöttin, wie Frigg. (Warnatsch, Sif. Breslau 1896, 243 f.).

Nach neueren Untersuchungen von Schulz (Mannus 24. Bd. Heft 1-3, 215 f.) waren auch die Wandalen Wodanverehrer. Wodans Gattin ist Frigg, bei deren „Ausbildung eine Wanengöttin als Erd- und Fruchtbarkeitsgottheit mitgewirkt“ hat. (S. hierzu die Problemstellungen bei Schulz a. a. D.!) Reste der Friggverehrung scheinen sich auch in Schlessen bis auf unsere Zeit erhalten zu haben. (S. den Aufsatz „Spillagritte“ in Oberschl. Volkskd. 1930, Heft 5/10!) Natürlich wird eine Entscheidung, ob es sich um Überlieferung aus wandalischer Zeit oder der Wiedereindeutschung handelt, kaum möglich sein. Durch Tacitus (Germania, cap. 43) überliefert ist uns die Verehrung eines göttlichen Brüderpaares, höchstwahrscheinlich auf dem Siling (Jotben). Es waren die Alkes, Gottheiten als Reiter gedacht. (Kosfima, Germ. Kultur im 1. Jahrhd., Leipzig 1932, 190). Die Wandalen als Bauern und Pferdezüchter verehrten sie anscheinend besonders. Nach Much (Wandal. Götter, Mittlg. d. schl. Ges. f. Volkskd. Bd. XXVII, 1926) sind sie und an ihrer Stelle geschnitzte Pferdeköpfe Abwehrer des Bösen.

Auch die Tiere, die mit den germanischen Gottheiten auftreten, sprechen durchaus für eine Bauernreligion. Bei den Kimbern – die nach neuen Forschungen von Schulz und Jahn auch durch unsere Heimat zogen – hören wir von geheiligten Rügen. Im Norden leckt die Kuh Andhumbla die Welt aus dem Eise. Donars Wagen wird von Ziegenböcken gezogen. Die Ziege Heidrun spendet den Einheriern Trank.<sup>29</sup>

### 5. Die Funde

a Getreidereste. Durch die Untersuchung von Prof. Grütz wurde in einem Trinkhorn aus Skudstarp (Kreis Hadersleben) Biermaische aus Emmerkornweizen festgestellt.<sup>30</sup> Der germanische Fund stammt aus dem 1. Jhd. n. Chr. In der germanischen Siedlung von Kyritz (Ostpriegnitz) wurden in gebrannten Lehmstücken Abdrücke von Haferstroh festgestellt.<sup>31</sup> Diese Funde stammen aus der Völkerwanderungszeit. In Ellguth, Kr. Grottkau, lagen auf Herd 23 verkohlte Weizenkörner, auf Scherben

<sup>24</sup> Montelius, Kulturgesch. Schwedens, 137.

<sup>25</sup> W. von Trundholm. S. Lechler a. a. D.

<sup>26</sup> Elemen, Religionsgesch. Europas I, 1926, 52.

<sup>27</sup> Schulz a. a. D. Kunkel, Pommersche Urgesch. Stettin. 1931, 91.

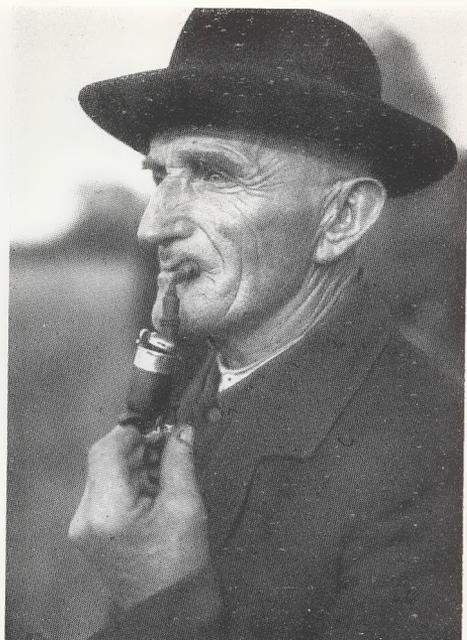
<sup>28</sup> Diclescu, Die Wandalen und Goten... Leipzig 1923, 45.

<sup>29</sup> S. dazu Jahn, Die Weltanschauung der Pflugkultur. Tagungsbericht a. a. D. S. 60/61.

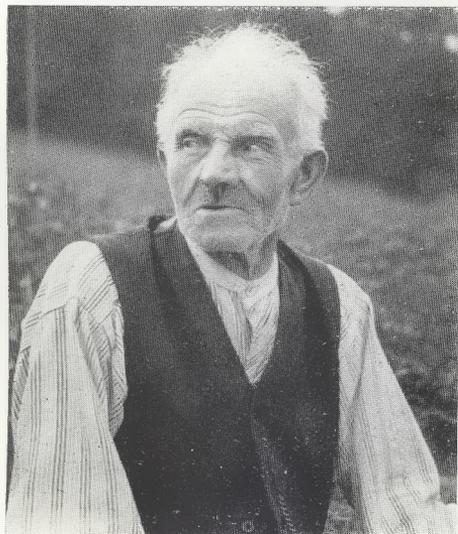
<sup>30</sup> Forschungen und Fortschritte Nr. 23/24, 289 f.

<sup>31</sup> Matthes, Die Germanen in der Priegnitz. Leipzig 1931, 126.

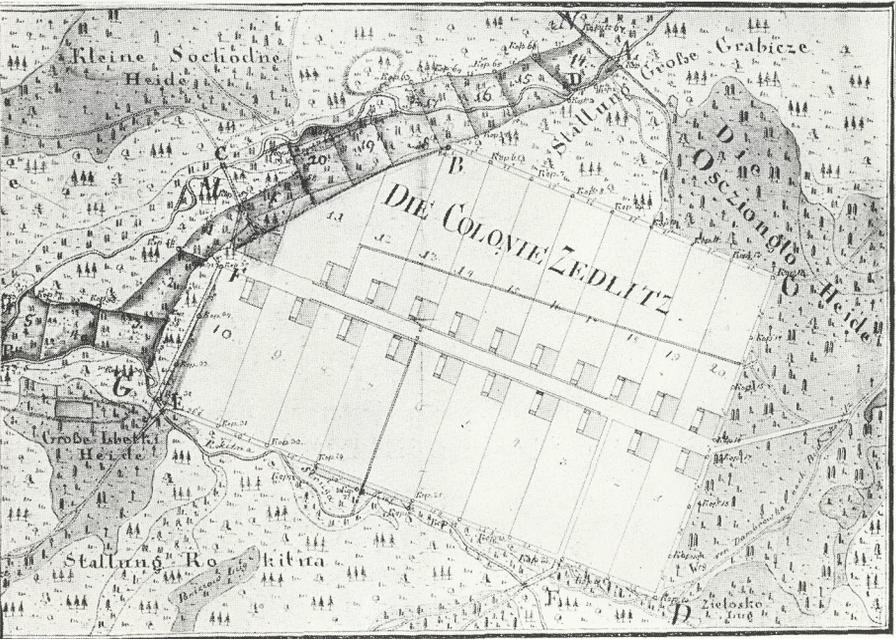
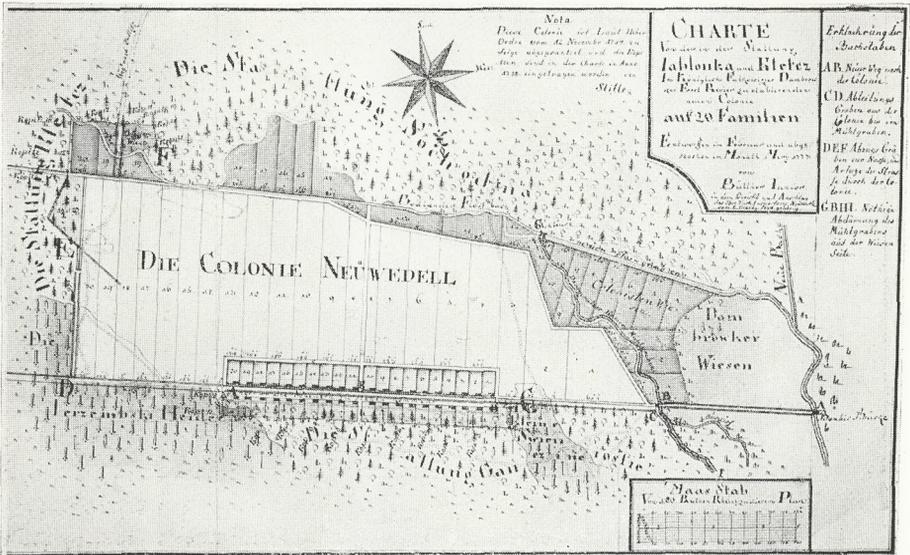
Regulaff, Berlin (Schönwälder Mädchen), Eckau, Zandorf



Lichtbilder Gauer, Dppeln



Oberschleifische Bauern



Oberschlesische Dorfsiedlungen zur Zeit Friedrichs des Großen

Pläne der Kolonien Neuwedell und Zedlitz, geogr. 1773, im Besitz des Geheimen Staatsarchiv, Breslau

konnten Abdrücke von Weizen- und Roggenkörnern festgestellt werden. (Drescher, Das Gebiet Ellguth. Neisse 1932/II, 84 u. Abb. 56).

b **Gewebereste.** In dem germanischen Grabfunde von Untersiebenbrunn (Marchfeld) wurden auch 2 Stücke blangefärbter Leinwand geborgen,<sup>32</sup> ein Beweis für den Anbau von Lein. Er wurde schon in der Jungsteinzeit angebaut. Funde aus dieser Zeit finden wir im Museum zu Jena (Ladborfer Hügel).

Bekannt sind ja die Bekleidungsstücke aus den Moorfunden. Ich nenne als Beispiele: Männliche Bekleidung eines Germanen aus dem 4. Jahrhdt. aus dem Moor von Thorsbjerg (Dänemark); aus dem 3. Jahrhdt.: Originaltrachten von Marx-Egel, Oberaltenhof, Bernutsfeld,<sup>33</sup> das Tuch aus dem Moor bei Neddenaverbergen.<sup>34</sup> Diese Stoffe sind aus tierischer Wolle (meist vom Schaf) gefertigt, Leinwand wird von der Moorsäure zerstört. Wegen der leichten Vergänglichkeit sind solche Funde nicht sehr zahlreich. Über schlesische Gewebereste s. Sage, Gewebereste auf vorg. Eisen-geräten in Schlesien, Ostschlesien, Band 4, Heft 1-3!

c **Spinnwirtel und Webegewichte.** Sie werden auch aus der germanischen Zeit in unserer Heimat häufig geborgen. Beispiele von Spinnwirtelfunden, s. z. B. bei Lockenberg, Die Wandalen in Schlesien! Webegewichte aus wandalischer Zeit wurden n. a. bei Weidenau im Freiwaldauer Bezirk gefunden.<sup>35</sup>

Auch in Ellguth, Kr. Grottkau, wurden germ. Spinnwirtel und Webegewichte geborgen. (Drescher a. a. D. 52 und 54.)

d **Pflüge.** Bekannt ist es, daß die heimischen Wandalen bereits die eiserne Pflugschar benutzten. In Jernau, Kr. Leobschütz, wurden unter einer eisernen Schar vier Tongefäße gefunden, die dem 4. Jahrhdt. angehören. In einem der Gefäße fanden sich zwei Spinnwirtel.<sup>36</sup> Aus dem 1. Jahrhdt. v. Chr. stammt ein Holzpflug aus dem Moor von Dostруп, Jütland.<sup>37</sup>

e **Sicheln.** Zum Schneiden des Getreides bediente man sich der Sichel. Das läßt sich noch lange in christlicher Zeit nachweisen. Wir erfahren es z. B. aus den Bekehrergeschichten. Columban heißt einen Sichelschneider, der sich beim Kornschneiden den Finger verletzt hatte.<sup>38</sup> In der nordischen Erzählung „Gisli“ hören wir, daß zwei Knechte bei ihrer Arbeit in Streit gerieten und sich mit den Sicheln schlugen.<sup>39</sup> An Sichel-funden nenne ich beispielsweise den von Körner, Kr. Gotha, aus der römischen Kaiserzeit.<sup>40</sup> Zum Getreideschneiden wird man auch große Sichelmesser verwandt

<sup>32</sup> Jahrbuch für Altertumskunde. Wien 1911, 61.

<sup>33</sup> Hahne, Vorzeitfunde aus Niedersachsen. Bd. VI.

<sup>34</sup> Niehoff, Die webetechnischen Ergebnisse bei der Untersuchung des Tuches aus dem Moore bei Neddenaverbergen. Hildesheim 1928.

<sup>35</sup> Altwater vom 15. 5. 32: Urvita, Wichtige Spuren der Wandalen bei Weidenau.

<sup>36</sup> Arndt, Oberschles. Vor- und Frühgeschichte. 1925, 39.

<sup>37</sup> Ebert, Reallexikon, Bd. 1, Tafel 3.

<sup>38</sup> Die christl. Frühzeit Deutschlands. Jena 1929, 73.

<sup>39</sup> Neffel, Germ. Wesen der Frühzeit. Jena 1924, 42.

<sup>40</sup> Ebert a. a. D. 12. Bd., 72.

haben, wie das wandalische von Noßwitz, dessen Länge in der Sehne 19 cm beträgt.<sup>41</sup> (Spitze fehlt.)

f **Mahlsteine.** Die Getreidekörner wurden auf flachen Steinen zerrieben. Solche Mahlsteine werden von der jüngeren Steinzeit ab geborgen. Aus wandalischer Zeit besitzen wir z. B. einen Mahlstein aus der Siedlung Scharley bei Bentzen. Ich erwähne noch den Mühlsteinrest von Ellguth, Kr. Grottkau. (Drescher, Das Gebiet Ellguth. Neisse 1932/II, 82 f.)

g **Backöfen.** Im Kreise Lebus (Gliestow) wurden in einer jungkaiserzeitlichen Siedlung der Burgunder Backöfen, Mühlsteine und Webstuhl festgestellt.<sup>42</sup> (Auch in Schlesien haben Burgunder gewohnt.) Die Mahlsteine waren durchlocht. Es handelt sich hier also bereits um eine Drehmühle. Der Backofen hatte eine Überdachung aus mit Lehm verschmierem Flechtwerk. Der Lehm war mit Stroh gemischt. Andere germanische Backöfen sind z. B. aus Kyritz<sup>43</sup> und Lagardesmühlen (Kr. Rüstzin) bekannt.<sup>44</sup>

h **Hausierreste** werden in germanischen Siedlungen häufig gefunden. Für unsere Fragestellung sind besonders Reste vom Hauschwein wichtig; denn Wanderhirten besitzen niemals Schweine.<sup>45</sup>

Einen untrüglichen Beweis für das Bauerntum der Germanen im Ostraum bieten auch Hühnereier, die man in Skelettgräbern bei böhmischen Germanen fand. Hühnereier in Skelettgräbern kommen auch in Thüringen (Weimar) und Niederösterreich (Schwechat bei Wien) vor.<sup>46</sup> In Ellguth, Kr. Grottkau, wurden Knochenreste von Rind und Schwein nachgewiesen. (Drescher a. a. D. 84.) Reste von Hauschwein, -schaf und -ziege wurden auch in Carolath i. Schles. geborgen. (Mannus. VI. Erg. Bd. 1928, 61 u. 62.)

i **Vorratsgefäße.** Sehr große Gefäße haben zum Aufbewahren von Getreide und anderen bäuerlichen Vorräten gedient. Im Museum Bentzen befinden sich zwei große Vorratsgefäße aus dem 4. Jahrhdt. nach Chr. aus Tarnau, Kr. Oppeln und Ellguth, Kr. Grottkau. Die Tarnauer Krause ist 68 cm hoch, die Mündungsweite<sup>48</sup> Über andere germ. Krausengefäße vergl. die unten zitierte Arbeit cm 98  $\text{ϕ} \approx 17 \text{cm}$  von Richtshofen!

j **Häuser, Dörfer.** Nomaden und Jäger bauen Zelte, leichte Hütten. Unsere einheimischen Ostgermanen haben aber feste Häuser, zuweilen in Dorfverbänden, an-

<sup>41</sup> Laddenberg, Die Wandalen in Niederschl. 1925, 40.

<sup>42</sup> Lienau, Backofen, Mühle u. Webstuhl in einer burg. Siedlung. Mannus 24. Bd. Heft 1-3, 199 f.

<sup>43</sup> K. in Ostpriegnitz. Matthes, Urgesch. des Kr. Ostpriegnitz. Leipzig 1929, S. 54/55.

<sup>44</sup> Präh. Ztschr. VI, 309 f. zit. nach Matthes a. a. D.

<sup>45</sup> Darré, Das Schwein als Kriterium für nordische Menschen und Semiten. Volk und Rasse, Heft 3, 2. Jhrg. u. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nord. Rasse. München 1929, 10.

<sup>46</sup> Preidel, Die germ. Kulturen in Böhmen und ihre Träger. Kassel-Wilhelmshöhe 1930/II, 169.

<sup>48</sup> v. Richtshofen, Germanische Krausengefäße... Mannus. VI. Ergänzungsband, 73.

gelegt. In Carolath, Kr. Frenstätt, konnten drei Gebäude festgestellt werden, darunter der Rest eines großen hallenartigen Viereckhauses.<sup>49</sup> In Ellguth, Kr. Rosenberg, konnten mehrere rechteckige Pfostenhäuser von 6 m und 8 m Ausdehnung beobachtet werden. Sie liegen dicht beieinander, gehören also jedenfalls zu einem Dorf.<sup>50</sup> Bekannt ist auch das Haus von Oberwig, Kr. Gr. Strehlig.

Ich konnte in dieser kurzen Arbeit nicht alle Beweise für das Bauerntum unserer heimischen Germanen erbringen. Es bietet sich noch eine Fülle von Material. Es sollte sich hier ja nur um einige wichtige Beweise gegen die falschen Ansichten von Wissenschaftlern wie Rudnicki und Kostrzewski handeln. Schon aus diesem kurzen Aufsatze geht eindeutig hervor, daß unsere germanischen Vorfahren im Ostraum fleißige Bauern waren, die aus dem heimischen Boden unerschöpfliche Lebenskraft aufnahmen. Das Bauerntum ist uns auch der wahre Schlüssel für die Gründe germanischer Wanderungen. Es mag vielleicht sein, daß die Wesensart der nordischen Rasse die Züge begünstigte, aber die Quellen sprechen eindeutig, daß Landnot<sup>51</sup> unsere Vorfahren aus ihrer Heimat trieb. Nur einige wenige Belege:

Strabo II, 102: Poseidonios vermutet, daß auch die Auswanderung der Kimbern und der mit ihnen verwandten Völker (dazu dürfen wir auch unsere heimischen Wandalen rechnen) aus der Heimat durch eine Meeresflut verursacht sei.

Jordanes, Gotengeschichte IV, 27: Als die Zahl der Goten immermehr zunahm, sagten die G. unter König Gilimer den Entschluß . . . auszuwandern.

Jordanes ebda. IV, 281: Sie bemächtigten sich des ersehnten Bodens.

Prokop, Wandalenkrieg (Übers. Dr. Coste, Leipzig 1885), 46: Als die Wandalen einst von Hunger getrieben, ihr Heimatland verlassen . . .

Prokop ebda., 6: Die Wandalen, welche am Mäotischen See ihre Wohnsitze hatten, trieb eine Hungersnot gegen die Franken . . .

Jordanes a. a. O. XVII, 98/99: Der König der Gepiden sagte, er sei von Gebirgen eingeschlossen und Wäldern eingesperrt. Er verlange Krieg oder Land.

Jordanes ebda. XXV, 131: Die Wesigothen erbaten von Kaiser Valens einen Teil Mösians oder Thraciens zum Anbau.

Wir haben es nicht mit nomadischen Plünderungszügen (Hunnen!) zu tun, sondern mit Bauernwanderungen eines Volkes, das keinen Raum zum Leben hatte.

<sup>49</sup> Petersen, Eine spätlatènezeitl. Siedlung aus Niederschl. Ebenda, 59 f.

<sup>50</sup> Raschke, Ergebnisse der oberöschl. Urgeschichtsforschung (Aus Oberöschl. Urzeit, Heft 8), 58.

<sup>51</sup> S. dazu außer Darré a. a. O. Dopsch, Wirtschaftsl. u. soz. Grdlig. d. europ. Kulturw. 2 Bd. (Wien. Seidel & Sö.)

# Aus rassenkundlichen Erhebungen an einer ober-schlesischen Bauernbevölkerung

Von Dr. Rudolf Grau / Leipzig

Anfang August 1933 beauftragte mich Prof. Dr. D. Reche, der Leiter des Universitätsinstitutes für Rassen- und Völkerkunde zu Leipzig, mit der Durchführung der ersten rassenkundlichen Untersuchung in Oberschlesien und gab mir als Assistentin Fräulein Anne Reutter mit. Wir hatten uns auf Veranlassung von Rektor Erzdorf-Doppeln das Dorf Pilsch (Ars. Leobschütz) ausgewählt.<sup>1</sup> Auf den Erfahrungen dieser Untersuchung basierten die folgenden Angaben.

Es ist in der Regel erst gegen Ende einer Untersuchung abzusehen, ob man bei einem Dorfe vom anthropologischen Gesichtspunkt aus die richtige Wahl getroffen hat oder nicht. Selbstverständlich ist heute bei der geringen Anzahl an rassenkundlichen Untersuchungen, die überhaupt erst vorliegt, jedes Material wertvoll, und beinahe jede Erhebung bringt überraschende, nie vermutete Ergebnisse. Aber am aufschlußreichsten sind noch immer die rassenkundlichen Ausnahmen, denen ein homogenes, ein in sich gleichartiges Material zu Grunde liegt, das wenig Beeinflussungen von außen her unterworfen gewesen ist und noch ist. Erst von einer solchen Basis aus lassen sich sichere Rückschlüsse ziehen auf die Zusammensetzung und Ausprägung der Bevölkerung des betreffenden Gebietes in der Vergangenheit, und erst damit bekommt man eine Handhabe, Hinweise für die Siedlungsgeschichte, für die Bestiedlung dieser Gegend zu geben. Wir können heute mit Freuden konstatieren, daß Pilsch unsere Erwartungen in dieser Hinsicht in keiner Weise enttäuscht hat. Verschiebungen im rassischen Bild einer Gemeinde, die in der Regel in einer Zuwanderung von Fremdgebürtigen bestehen, fallen mit wenigen Ausnahmen, die durch außergewöhnliche Verhältnisse bedingt sind, in die Neuzeit. Die jüngste Vergangenheit erst mit ihrer größeren Freizügigkeit, ihren mannigfachen und schnellen Transportgelegenheiten führt zu einer neuen und ausgiebigen Vermischung einander fremder rassischer Elemente und zu einer Verwischung der Grenzen der verschiedenen Siedlungsbezirke. Jedoch ist die mehr oder minder große Unfälleigkeit einer Gemeinde für diese Erscheinung, die stärkere oder geringere Neigung zu einem solchen Verschmelzungsprozeß, der Grad der Aufnahmebereitschaft für fremde Elemente von bestimmten Faktoren abhängig, deren bekanntester die Verkehrslage des Ortes ist. Die unmittelbare Nähe von Verkehrs-, Industrie- oder Handelszentren wirkt umbildend und zerstörend auf dörfliche Gemeinschaften. Pilsch war keinem dieser Einflüsse ausgesetzt. Zwar liegt es vor den Toren einer größeren Stadt (Troppan), doch trennt beide die Landesgrenze, die all die möglichen Auswirkungen dieser Lage abgehalten hat. Als zweiter Faktor ist für die Beständigkeit eines Bevölkerungsbildes

<sup>1</sup> Vgl. dazu auch „Der Oberschlesier“, Januarheft 1934 („Die 1. rassenkundliche Erhebung in Oberschlesien“, vorläufiger Bericht von Dr. Rudolf Grau).

von Wichtigkeit die Wirtschaftsbasis der fraglichen Gemeinden. Dörfer, deren Bevölkerung größtenteils aus Kleinbauern und Häuslern besteht, die neben ihrer kleinen Landwirtschaft noch einen anderen Beruf haben (Holzfäller, Maurer, Leinweber usw.), fallen einer Unterwanderung und Überfremdung viel leichter anheim als solche mit großen Bauerngütern. Beispiele dafür gaben meine Untersuchungen im Südharz wie auch die Knöbelschen (Untersuchungen in drei nordmährischen Dörfern. Prag, 1931) am Westhang des Altoatermassivs. Je geringer der vererbte Besitz ist, desto leichter sind die Heiratsbedingungen und desto geringer sind die Schranken, die sich einer Verheiratung mit irgend einer Person entgegenstellen, d. h. also umgekehrt, desto größer ist der Personenkreis, der für Verheiratungen in Frage kommt. Deutlich spiegeln sich diese Verhältnisse in Pilsch selbst wider. Wir müssen dort drei Wirtschaftskreise unterscheiden: die eigentliche Banernbevölkerung, die Häusler, Gärtner, Handwerker und Kaufleute und endlich das Dienstpersonal, d. h. die Knechte und Mägde. Prüfen wir nun bei diesen drei Gruppen die Altansässigkeit, dann müssen wir feststellen, daß am bodenständigsten die Bauern sind, weit weniger sesshaft die Häusler usw., und das fluktuierendste Element bilden Knechte und Mägde. Ferner fällt auf, daß es wohl leicht möglich ist, daß einer der zugewanderten Knechte oder eine der in Pilsch dienenden Mägde in eine Häuslerfamilie einheiratet, dadurch am Ort bleibt und einmal die Häuslerstelle erbt; aber es kommt höchst selten vor, daß einer der Häusler in eines der Bauerngüter einheiratet. Bauern achten bei ihrer Verheiratung eben stark auf wirtschaftliche Gesichtspunkte, streben nach Gleichwertigem, und Gleichwertiges war für die Pilscher in der Umgebung nicht allzuviel zu holen. Deshalb die starke Ineinanderheirat der Pilscher Bauernfamilien; und dazu kam so noch der wirtschaftliche Vorteil, daß alles Gut im Dorfe blieb. Für uns Rassenkundler ist dies eine höchst erfreuliche Erscheinung; setzt sie uns doch in den Stand, das Bevölkerungsbild zu rekonstruieren, das vor dreihundert Jahren (so weit reichen die Kirchenbücher zurück) in Pilsch zu finden war. Diese Bauern präsentieren also den Pilscher Typus, den Pilscher Menschenschlag mit seinen im wesentlichen dinarischen Zügen (steiles bis flaches Hinterhaupt, stark ausgeprägte, gebogene Nase, hervorragende Jochbogen, große kräftige Gestalt usw.) mit nordischem Einschlag. Dieser Typus ist nicht etwa eine bloße Konstruktion, sondern auch den Leuten dort selbst durchaus geläufig. Man erzählte uns, daß doch die Pilscher durchschnittlich recht groß wären, in jeder Familie hätte innerhalb der letzten drei Generationen wenigstens einer bei der Garde gedient. Bei einer Trachtenauprobe meiner Assistentin bemerkte die Besitzerin der Tracht, dahinein gehöre ja nun eigentlich eine richtige Pilscher Nase (d. h. dinarisch), aber die hätte doch Fr. Reutter. Einer unserer „Patienten“ meinte, als wir seine Gesichtsmasse nahmen, er hätte allerdings keine Pilscher Nase, die stamme vielmehr aus Tschirnkauf (von Mutterseite); und in einem Nachbarort erzählte man uns, die Pilscher kenne man überall heraus, aber ihnen gleichen, wie ein Ei dem andern, die Braunsdorfer (ein Dorf im Oppatal auf tschechischer Seite zwischen Troppau und Jägerndorf). Aus diesen

Außerungen geht ganz eindeutig hervor, daß sich die Piltseher mit ihren besonders stark binarischen Merkmalen deutlich von der umwohnenden Bevölkerung abheben. Falsch wäre es, daraus den Schluß zu ziehen, daß wir es hier mit wenigen Einsprengseln deutscher Kolonisten in einer vorwiegend slawischen Bevölkerung zu tun hätten, und auf diese Weise das rassische Problem mit dem sprachlichen zu verquicken. Gewiß, Piltsech – an der Grenze des Hultschiner Ländchens, in dem sich eine mährische Mundart bis in die Jetztzeit gehalten hat, – ist sprachlich rein deutsch und weist keinerlei Zweisprachigkeit auf. Aber wir wissen es aus anderen Grenzgebieten (z. B. Westpreußen), ja auch aus Untersuchungen im wendischen Sprachgebiet, wie labil in solchen Mischgebieten die Zugehörigkeit zu der einen oder andern Sprache ist, und daß nach wenig Generationen die Verhältnisse sich in einer Familie umgekehrt haben können. Das bedeutet nicht, daß die Piltseher jemals eine andere als die deutsche ihre Muttersprache genannt hätten, – dagegen würde schon u. a. ihre starke Abschließung gegen die Umwohnenden sprechen –, sondern, daß in der Bevölkerung der weiteren Nachbarschaft auch deutsche Siedler aufgegangen sind,<sup>2</sup> nur daß sie einer anderen Siedlungswelle entstammten und aus einem anderen Gebiete zugewandert sind als die Piltseher und die ihnen verwandten Bevölkerungsgruppen und daß sie z. T. im Laufe der Jahrhunderte sprachlich unter slawischen Einfluß gekommen und so heute zweisprachig sind. Die restlose Zugehörigkeit dieser Gebiete zum deutschen Kulturbereich ist ja bekannt genug, als daß sie hier noch mit wenigen Sätzen dargelegt werden müßte.

## Oberschlesische Dorfsiedlungen zur Zeit Friedrich des Großen

Von Hans-Joachim Helmigk, Dr.-Ing., Architekt

Als Friedrich der Große um 1770 die Besiedlung des riesigen ober-schlesischen Waldgebietes um Oppeln herum im größten Maße wieder aufnimmt, gibt er in einem allgemeinen Erlaß die Richtlinien für die Platzwahl der neuen Kolonien. Überall dort sollen Dörfer angelegt werden, wo die bisherige forstliche Nutzung gering und der steuerliche Ertrag durch eine Kolonie voraussichtlich höher sein würde. In Frage kommen also vor allem Brandstellen oder leere Flecke, große Lücken, die durch Abzugsgräben entwässert werden können, aber auch von Vorwerken entlegene Äcker, deren Bewirtschaftung sich unrentabel stellt. Und endlich alle die Gegenden, in denen freies Hutungsland noch vorhanden ist oder die bisherigen Hutungsinhaber anderweitig entschädigt werden können.

<sup>2</sup> So ist es auch, wie es immer und immer wieder die verschiedenen Zweige der ober-schl. Heimatforschung: Geschichte, Volkskunde, Sprachwissenschaft, Museumsforschung zu beweisen in der Lage sind. Die Schriftleitung.

Als 1773 im Forst „Thiergarten“ eine Reihe neuer Dörfer gegründet werden sollen, schlägt der mit der Platzwahl beauftragte Forstmeister Burich der Breslauer Kammer die „Kossorowiger Heide“ in erster Linie vor. Dieser Wald läge abseits vom Hauptforste, könne also am leichtesten entbehrt werden, zumal er durch die fehlende Aussicht zur Zeit wenig oder nichts brächte. Der Boden sei mittelmäßig, außer Kiefern wüchsen teilweise aber auch Rotbuchen und hin und wieder eine Eiche. Das Dorf selbst könne eine gute Lage und bequeme Flureinteilung erhalten; Hutung sei im umliegenden Walde ausreichend vorhanden, auch die notwendigen Wiesen könnten durch einen Vergleich mit der Nachbargemeinde Przibor angewiesen werden. Leichtes Bauholz sei am Plage, ebenso würde sich Lehm zum Ziegelnstreichen und Ausstaken der Fachwerkwände finden lassen. Ein anderer Ort in der „Stallung Jamky“ hätte den Vorzug, daß der große Wald durchschnitten würde und nicht mehr so gefährlich zu passieren sei: „Es ist dieses die Gegend, wo die Post zu verschiedenen Mahlen beraubet ist.“

Die Kammer erklärt sich mit diesen Vorschlägen einverstanden, und so entstehen hier zwei neue Dörfer, die später die Namen Kupferberg und Derschau tragen.

Aber die Art und Weise, wie der Bau einer solchen Kolonie vor sich geht, sind wir durch die Auftragschreiben an die leitenden Oberförster unterrichtet. Denn die Oberaufsicht und Bauleitung wird nicht den Baubeamten, sondern den Oberförstern der betreffenden Reviere übertragen. So erhält der Forstmeister Burich unterm 20. 2. 1773 den Befehl zur Anlage Kupferbergs:

„Es wird dem p. Burich bekannt gemacht, daß dato zu diesem neuen Dorfe 1000 rth auf die Ober-Steuer Kasse zur Absendung an ihn mit nächster Post assigniret werden. . . Sodann aber wird ihm auch zugleich aufgegeben, wie er weiter keine Zeit versäumen, sondern sofort die Veranstellung treffen muß, daß die Plätze zu denen Häusern von Holz abgeräumt, ferner ohne den geringsten Anstand mit einem geschickten Zimmermann über derselben Erbauung in der Art wie solches zu Grävenorth und anderen in den Dppelnschen Forsten etablirten Colonien geschehen, contrahiret und sie sämtlich gegen Johanni in wohnbahren Stand gesetzt werden. Sobald als hiernächst gelinde Witterung einfällt, muß er mit dem Graben des in der Nähe befindlichen Leims (Lehms) den Anfang machen und die erforderlichen Ziegel streichen lassen, damit, wenn die Häuser aufgesetzt werden, sofort mit dem Kleiben (Kleben = Ausstaken) und dem Aufmauren der Schornsteine, welche von der Sohle an massiv aufgeführt werden müssen, vorgegangen werden kan. Die Egl. p. Cammer ist von des Forstmeister Burichs in dieser Angelegenheit zeither schon bezeugten Fleiße und activität versichert und verspricht sich daher, auch er werde dieses neue etablissement auf gleiche Weise, so wie solches bereits in Limburg und Grävenorth geschehen, soweit als möglichst zu beschleunigen und vornehmlich bei Schließung der dieserhalb nöthigen contracte alle Menage zu beobachten wissen. . . Man will die von ihm mit dem Zimmermann, Maurer und Ziegelnstreicher geschlossene Contracte des allernächsten zu Approbation gewärtigen und nur in Ansehung des ersteren ihm noch aufgeben, daß die zeitherigen

accords von 40 und resp. 42 rth. vor ein Colonisten Haus, welches 21 Ellen lang und 13 Ellen breit, mit einer Stube, Stuben Cammer und einer kleinen Cammer auf dem Fluhr samt der Stallung unter einem Dache von Bindwerk (Fachwerk) angeleget worden, nicht überschritten werden müssen. Endlich hat er auch dahin zu sehen, daß sämtliche 20 Häuser nach der von dem p. Moor (Forstschreiber und Feldmesser) gemachten Eintheilung auf beiden Seiten des Dorfes gleich angeleget werden und soll er . . . den p. Moor nochmalen dahin senden, damit er den Stand der Häuser ordentlich abstecke und von der geraden Linie auf beiden Seiten nicht abgewichen werde.“

Hiermit ist das Wesentliche über die bauliche Ausführung bereits gesagt, über die Einzelheiten unterrichten uns die Kostenanschläge. Es handelt sich also um Typenbauten, alle zwanzig Häuser sind gleich, alle liegen in gleichen Abständen nebeneinander aufgereiht auf beiden Seiten einer breiten Dorfstraße, die der Feuersgefahr wegen nicht unter 40 Ellen breit sein darf. Jedes Haus enthält eine geräumige Wohnstube mit einer Schlafkammer, in der Mitte des Flurs liegt die „schwarze Küche“, die nichts anderes ist, als der gewaltige Fuß des sich nach oben zu pyramidenförmig verzweigenden Schornsteins, und hinter dieser befindet sich dann eine zweite Kammer, die in der Hauptsache wohl als Vorratsraum dient. Auf der anderen Seite des Flures kommt der Stall zu liegen, die Scheune dagegen wird gesondert errichtet und schließt gewöhnlich den Hof nach der Feldseite ab. Die Baustoffe sucht man möglichst an Ort und Stelle zu gewinnen, um sich die Anfuhr auf den schlechten oberchleffischen Wegen zu ersparen. So schlagen die Zimmerleute das Bauholz in der Nähe und verarbeiten es in grünem Zustande, auch der Ziegelstreicher gräbt sich den Lehm in der nächsten Nachbarschaft und brennt seine Steine in einem primitiven Feldbrandofen; nur das Stroh wird von weiterher angefahren. Ist jedoch eine Getreideernte schlecht ausgefallen und das Stroh infolgedessen knapp, so begnügt man sich auch mit Schindeln, die der Schindelmacher im Wald aus möglichst kienichtem Kiefernholz herstellt. Die Häuser selbst sind niedrig, ohne Keller, meist sogar ohne eigentliche Fundamente, allenfalls legt man unter die Schwellen ein paar Feldsteine oder eichene Klöße. Die Fachwerkwände werden mit Lehmstaken ausgefacht, bei deren Herstellung die Kolonisten helfen müssen. Die breite Dorfstraße läßt die Kammer mit Linden, Ahorn, Eichen oder Buchen bepflanzen. Auf ihr liegen gewöhnlich auch die 3–4 Bachöfen, manchmal auch die Ziehbrunnen. –

Mitte Juli 1773 wird mit einer geringen Verspätung das neue Dorf fertig und die Bewohner rücken an.

Diese Kolonisten kommen aus aller Herren Länder, die meisten aus Westdeutschland, dem Osterreichischen, Böhmen und Polen; alle angelockt durch die Vergünstigungen und Freiheiten, die ihnen der große König versprochen hat. Sie erhalten ja auch viel: Haus und Hof, dazu auch im Durchschnitt 17 Morgen Land, 4 davon zur Wiese, 1 als „Hoferräthe“ und den Rest als Acker. Die Kammer kauft ihnen 1–2 Rühe und stellt jedem Grabscheit, Rodhacke, Art und Säge zur Verfügung. Im Walde

haben sie freie Hütung für ihr Vieh und dürfen sich zur Feuerung Kaff- und Leseholz sammeln. Ihren Besitz erhalten sie erb- und eigentümlich und bleiben für 8–10 Jahre völlig steuerfrei. Von jeder Werbung und Enrollierung zum Militär sind sie und ihre Kindeskinde befreit. Daß endlich in den preußischen Staaten niemand in der Ausübung seines Religionsbekenntnisses behindert wird, ist ja ohnehin unumstößlicher Grundsatz des Königs.

Viel wird von diesen Kolonisten aber auch verlangt! Als sie auf ihre Stellen kommen, finden sie nur 1 bis 1½ Morgen gerodetes Land vor. Weitaus der größte Teil ihrer Äcker und Wiesen ist noch mit Wald bestanden. Jetzt sollen sie die Rodung fortsetzen. Aber die weite Reise hat ihre Barmittel erschöpft, und mit den 2 Talern Reisezuschuß, die ihnen die Kammer auszahlt, reichen sie nicht weit. Sie haben weder Wagen, noch Ackergerät, mit dem sie ihr Land bestellen können. Die erste Aussaat, Hirse, Heidekorn (Buchweizen) und Kartoffeln liefert ihnen zwar die Kammer, aber die Anbaufläche ist zu klein, auch trägt der neu gerodete Boden in den ersten Jahren kaum die Aussaat; auch die sogenannten Wiesen sind zunächst meist nur sumpfige Erlenbrücker, die erst entwässert und gerodet werden wollen. So fehlt es gleichfalls am Futter für das Vieh, und Mensch und Tier müssen hungern. Diese kläglichen Verhältnisse dauern jahrelang; der größte Teil der Siedler ist zwar fleißig, aber mit der Rodung geht es nur langsam voran, denn um leben zu können, müssen die Kolonisten auf Tagelohn in den Forst gehen, und so bleibt ihre eigene wichtigste Arbeit liegen. Kein Wunder, daß sie unzufrieden werden und enttäuscht sind, zumal ihnen offenbar von den preußischen Werbern seinerzeit viel zu weitgehende Versprechungen gemacht worden sind. Unter den Kolonisten ist aber auch viel unruhiges Volk, selbst allerhand Gesindel hat sich eingeschlichen, das auf ein Wohlleben hoffte und dem jetzt die harte Arbeit nicht zusagt. Diese zweifelhaften Elemente halten es denn auch nicht lange aus. Sie verschwinden bald bei Nacht und Nebel, nicht ohne gewöhnlich vorher noch die Kuh zu schlachten, oder etwas von des Nachbars Eigentum mitgehen zu heißen! Daß diese Flucht aus den neuen Dörfern schon bald einen ziemlichen Umfang angenommen haben muß, geht aus einem Bittgesuch der Schulenburger vom Jahre 1776 hervor, in dem diese es sich zum besonderen Verdienst anrechnen, daß bisher noch niemand von ihnen entwichen sei:

„Wir Scholz und Gericht und Ganze Gemeinde der Cannanisten auß Schulen Burg Legen sich Einer Gangzen Hohen Königl. Kriges und Dominien Kammer Demütigt Zu ihren Füßen, und also Zu Füßende Liegende Getreue Kinder, da noch Keiner auß unser Gallonye entwichen, sondern auch in Unser Grösten Wildnuß Biß an unser Ende auch Getreulich auß haltten Werden, seuzzen und Bitten ohne Unterlaß in unser Wüsten umb Thro Vor heißende Vätterliche Hülfße. . .“

Derartige Bittgesuche und Klagen häufen sich in diesen Jahren. Einige Beispiele, die für sich sprechen. Dieselben Schulenburger bitten 1774:

„Von auß Arme doch getreue Cannanisten auß der Nagler Heyde:

Wollen wir fußfällig Bitten, damit wir doch daß Liebe Brod Er Haltten möchten. Wie von Ihro Königl. Maieität ist Vor Heißen worden. Dan wir Es nur auf die Kinder drey mahl bekommen haben undt Wiederumb auf gehört hat, den nicht alle aufs Kindt Ein Viertel Breselauer Maß.<sup>1</sup> Weilen wir uns doch in der Aller schlechtesten undt Wildesten Cannany sich befinden, daß der gleichen Wüsten nicht an Zu Treffen sey, Da ein stock an dem Andern, Ein Baum an dem Andern, das man Kann darin söhen, Viel geschweigen gehen kan, der ganze Waldt noch stehet, da die Aecker hin Kommen sollen. auch Vieles Holz noch im gartten ligt undt unß nicht Weg geschaffet Wirdt, auch nur einen Morgen In ser schlechten stande; dan Waß gleich durch unser Mühe und schwere Arbeit angepflanzt Wirdt, so Kan nichts auf Kommen, Und Waß auf Kombt, frist Es das Wildobert Weg; so Bitten Wir Eure Königl. Meiestät Fußfällig umb daß Liebe Brodt auf unß alte Wie auch auf die Kinder; dan Wen wir in solcher Wüsten Arbeitten undt das Liebe Brodt nicht Er haltten, so müssen Wir mit Weib und Kindt umb Kommen Wegen der großen Hungers Noth, dan Wir schon Kleidung und Bergewandt Vor Zeret haben, daß Wir schon zu Völligen Beklern Geworden seindt.“

Die Derschauer 1782: Die Kammer könne sich denken, „wen ein kleines Kind seinen Hungrigen Vatter Weinend um ein Stück brodh Bittet und der es ihm nicht geben kan, wie ihm da zu Mude sey.“

Die Plümkenauer, Säßenroder und Georgenwerker 1773:

„Das größeste Elend und Mühseligkeit ist unser beständiger Begleiter, der mit uns schlafen geht und auch wiederum aufstehet.“

Daß es diesen Kolonien wirklich sehr schlecht geht, bestätigt der ihnen vorgesezte Oberförster Büttner.

„Die Hungers Noth unter denen Colonisten ist nunmehr auf das Höchste gestiegen gestiegen und deren Jammer und Klägliches Lamentiren mit Worten nicht genungsam zu beschreiben. Ich selbst muß bekennen, daß ohnerachtet sich solche sämtlich das Rohden mit besonderem Fleiß angelegen seyn lassen, sie jedennoch und insonderheit bey dem eingefallenen harten Winter Wetter und ihren trostlosen Umständen nicht im Stande sind, das Brodt vor sich und ihre Familien zu verdienen, zu geschweige ihre Blossen Leiber zumahlen vor der Kälte zu verwahren. . . Hiernächst befindet sich auch derer Colonisten . . . sämtliches Vieh gegenwärtig aus Mangel des Futters schon in den miserablesten Umständen und wird, woferne ihnen nicht bald mit Futter zu Hilfe gekommen wird, vor Hunger drauf gehen müssen. . . Dannerhero sehe ich mich genöthiget diesen wahren mitleidenswürdigen Zustand . . . hierdurch unterthänigst vorzustellen und meine unterthänige Bitte mit vorgenannter Colonisten demüthigen Flehen und Bitten zu vereinigen.“

<sup>1</sup> Die Kammer gibt an Brotunterstützung lediglich den Kindern von 2-13 Jahren einen viertel Scheffel Korn auf den Monat. Wer älter ist, muß für sich selber sorgen.

Hier greift die Kammer ein, bewilligt Brotgetreide und zahlt 500 Taler zur Fortführung der Rodung. Im allgemeinen aber lehnt sie alle diese Gesuche kurzer Hand ab. Sie hat sich wohl mit den vielen Neugründungen übernommen, hat nie Geld zur Verfügung und ist überhaupt von einer eisernen Sparsamkeit. Aber auch die ganze Zeit denkt hart, wenn es sich um das Wohl und Wehe des Einzelnen handelt. Der Oberforstmeister von Wedell, wohl der bedeutendste Kopf, der in der oberschlesischen Colonisation tätig ist, spricht nur einen allgemeinen anerkannten Grundsatz der altpreussischen Verwaltung aus, wenn er an anderer Stelle einmal erklärt, man dürfe nicht so sehr den Vortheil der einzelnen Kolonie im Auge haben, als vielmehr das Wohl des Ganzen! So müssen sich denn die Kolonisten selber weiter helfen mit harter Arbeit und tun das auch, so gut es eben gehen will. Einzelne freilich suchen ihre Verhältnisse auch auf unrechtmäßige Weise aufzubessern, und die alten Aeltern reden von mancherlei Diebstählen und Betrügereien, die dann strenge gehandelt werden. Einmal kommt es zu einem tragikomischen Vorfall, als ein jugendlicher Süßenroder Kolonist versucht, eigenes Geld zu prägen, — er macht das aber wenig geschickt, indem er einfach zwischen zwei preussische Silber Groschen ein Bleiplättchen legt und mit dem Hammer darauf schlägt!, — doch als er die neue Münze ansgeben will, wird er sofort gefaßt und in Arrest gesteckt. Seine trauernde Braut versucht ihn loszubitten in einem Schreiben, das um seiner temperamentvollen und reizenden Fassung willen, hier teilweise wiedergegeben werden soll. Sie spricht zunächst von sich in der dritten Person:

„Da die Braut solches gewahr wird, Um gottes willen bittet solches bleiben zu lassen, will er sie in Constadt wieder einwechseln, allein, Es ist schon Zu spät; er ist entdeckt; er sitzt.

Unsere Armuth, die erfordernte Nothwendigkeit einer Wirthin auf der Stelle, und die geglaubte endliche Trauung ließ uns diese Zeit schon als Ehe leute Betrachten, und nicht allein die Pflichten der Arbeit undt Mühe, sondern auch des ehelichen Vergnügens Erfüllen. Welcher Kummer! Schaam, Furcht, aber auch Wahre Liebe heist mich also den Thron Ew. Königl. Majestät nähern, um in Dero Augen einen Bösse wicht, in meinen aber einen Künftigen Ehemann und Vatter loß zu bitten. Ich verdopple meine Bitte mit meines alten Vaters seiner, um so mehr, da der streich nicht aus Bosheit, sondern aus Einfalt geschehen, wie die Acta auch Zeigen werden“, usw.

Diese treuherzige und dabei so dezente Sprache muß auch auf die Kammer gewirkt haben; diese zeigt sich ausnahmsweise milde und verurtheilt den „Zuculpanten“ nicht zu der gesetzlichen Strafe des Galgens, sondern um seiner Jugend und Einfalt willen zu einer vierwöchentlichen Rodung auf einer neu angelegten Nachbarcolonie. Hier wird jeder Arm gebraucht; denn die Rodungen ziehen sich noch lange hin. Erst in den 90er Jahren sind alle Aecker und Wiesen so ziemlich urbar gemacht. Die Siedler aber, die hier ein Menschenleben lang in harter Arbeit ausgehalten hatten, waren fest mit ihrem Grund und Boden verwachsen!

## Der oberschlesische Bauer in den Reiseberichten des 18. Jahrhunderts

Von Paul Franke

Nach der endgültigen Besitzergreifung Oberschlesiens durch Friedrich d. Gr. lenkte sich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf unsere Heimatprovinz. Sie wurde mehr und mehr das Ziel verschiedener Reisenden, und das schreibselige philanthropische Zeitalter der Aufklärung zeitigte infolgedessen ein reichhaltiges Reiseschrifttum über Oberschlesien. Was man ebenso bei gemüthlicher Spazierfahrt in der Postkutsche von Land und Leuten erschaute, wurde in epischer Breite zu Papier gebracht und der erstaunten Mitwelt zur Erhöhung des satten Behagens als „wahrhaftige und seltsame Reisekuriosa“ in einem noch kurioseren neuentdeckten Lande aufgetischt. Und damit die Bilder ja wirksam wären, wurden die Farben recht stark aufgetragen. Und sie haben die Wirkung wahrlich nicht verfehlt! Oberschlesien hat noch heut an den Folgen jener liebenswürdigen Anteilnahme zu tragen.

Aber schon zwei bis drei Jahrzehnte später, als Oberschlesiens Industrie wiederauflebte, traten jenen Schwarzmalern Männer mit offenem Blick entgegen, die Oberschlesien anders sahen und jene zu widerlegen suchten. Darum schrieben 1805 die Provinzialblätter – Bd. 41, S. 247–253 –: „Oberschlesiens Kunstfleiß wird großenteils durch dieselben Menschen betrieben, die ihr alle als halbe Wilde verschrien habt. Gewandte, hurtige, geschickte, aufstellige Leute sind da zu haben, deren Vorgesetzte, Ausländer aus kultivierten Gegenden Deutschlands, geradezu erklären, daß sie ihnen um 10 Prozent lieber und brauchbarer sind als die deutschredenden Niederschlesier.“ Wenn diesen Lobrednern gegenüber etwas Zurückhaltung geboten erscheint, so erst recht jenen Schwarzsehern gegenüber, über deren Berichte Knapp (Bauernbefreiung) sich wie folgt äußert: „Alle die einzelnen Züge, die hier mitgeteilt werden, mögen wahr sein – nur vergesse man nicht, daß solche Zustände nicht gleichmäßig über das ganze Staatsgebiet ausgebreitet sind. Die schlimmsten Dinge werden stets nur aus Oberschlesien berichtet. Und selbst für die zurückgebliebenen Landesteile muß man im Gedächtnis behalten, daß der Tadel gesprächiger ist als das Lob.“

Die wirtschaftliche und soziale Lage der landwirtschaftlichen Bevölkerung Oberschlesiens, vornehmlich auf der rechten Oberseite, war zu Ausgang des 18. Jahrhunderts äußerst drückend und ist auf die gesamte geistige und seelische Verfassung des Oberschlesiers nicht ohne Einfluß geblieben; aber umzugestalten vermochte sie die Volksseele nicht. Und darum ist der Gegensatz zwischen den ersten Reiseberichten und denen aus der Zeit um 1800 um so auffälliger. Es ist ganz unmöglich, daß sich ein Volk in einem Zeitraum von 20–30 Jahren, noch dazu ohne jeden bewußten erziehlischen Einfluß, von Grund auf wandeln könnte, und aus diesen Gedankengängen heraus muß man die älteren Reiseberichte als unwahr betrachten; zum mindesten leiden sie an entstellenden Übertreibungen und unzulässigen Verallgemeinerungen.

Die ursprünglich freiheitliche, d. h. deutschrechtliche Verfassung der oberschlesischen Dörfer ist bis ins 15. Jahrhundert unversehrt geblieben; erst nach den Hussitenkriegen begann der Verfall, und er setzte sich bis ins 17. und 18. Jahrhundert fort. Von den hierbei besonders wirksamen Kräften und Umständen seien nur einige erwähnt: polnische Adlige erwerben in Oberschlesien Grundbesitz, mit ihnen bringt das polnische Recht ein; die Kriegswirren jener beiden Jahrhunderte legen ganze Ortschaften wiederholt in Schutt und Asche, wobei die Besitzurkunden vielfach vernichtet werden, so daß der Bauer auf Gnade und Ungnade der Willkür des Gutsherrn ausgeliefert wird; zahlreiche Epidemien entvölkern die Dörfer, und die wüst gewordenen Stellen werden oft mit Zuzüglern aus Polen besetzt, und zwar in Rechtsformen, die hart an Leibeigenschaft grenzen. Um 1700 ist der Entrechtungsvorgang abgeschlossen: der freie Bauernstand ist verschwunden.

Der Bauernstand an sich war freilich nicht vernichtet; denn überall war die Zahl der Bauernstellen im allgemeinen die gleiche geblieben, wie sie bei Gründung des Dorfes festgesetzt worden war. Und wie sich die Zahl der Stellen durch die Jahrhunderte erhalten hat, so hat auch das Geschlecht der Besitzer die Zeiten überdauert. Die Nachfahren der ersten Siedler saßen noch im 18. Jahrhundert auf dem Väterhofe; die kleinen Häusler- und Gärtnerstellen aber waren in den Händen der im Laufe der Zeit zugezogenen und vom Grundherrn angesiedelten unfreien Leute, von denen die Mehrzahl wohl aus Polen stammte, das sie verließen, wenn die Drangsalierungen durch den unmenschlichen Adel nicht mehr ertragen werden konnten.

Unsere oberschlesischen Bauern, d. h. die Nachfolger der ersten Siedler, sind auch heute noch als aus anderem Blute stammend, also einer anderen Rasse angehörend aus der Menge der Dorfbewohner herauszuerkennen. Sie sind größer von Wuchs. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß die alten Garderegimenter sehr viele oberschlesische Bauernsöhne in ihren Reihen zählten und daß vielfach mehrere Generationen bei demselben Regiment gedient hatten. — Sie zeichnen sich auch durch größere Intelligenz und eine gehobeneren Lebenshaltung an. Die Bauern bilden eine Kaste für sich, die streng auf ebenbürtige Heiraten, also auf Heiraten nur innerhalb der Bauernschaft achtet. Diese Gliederung bestand auch schon im 18. Jahrhundert und fand in der Kleidung ihren sichtbaren Ausdruck: der Bauer trug einen langen Sonntagsrock mit 24 glänzenden Knöpfen; dem kleinen Häusler gebührte ein kürzerer Rock von ganz anderem Schnitt, der zudem nur mit 12 Knöpfen besetzt sein durfte; außerdem wies die Kleidung noch andere Unterschiede auf, die besonders in der Weibertracht sehr scharf hervortraten. Es bildeten also die Bauern, die Nachkommen einmal der im Lande verbliebenen Reste der Wandalenstämme und zum anderen der im frühen Mittelalter aus dem Westen unseres Vaterlandes zugezogenen deutschen Bauern, die Herrenschicht im Dorfe, eine Gliederung, wie sie in altgermanischer Zeit bestand, und wie sie auch jetzt noch in den abgelegenen Dörfern zu erkennen ist. Noch heute hebt sich in den ländlichen Dörfern der Bauer von den übrigen Dorfsinsassen ab, u. a. sei nur auf die Kirche hingewiesen.

Dort folgt auf den Pfarrer der Bauer: Die ersten Bänke gehören den Bauern; sie führen die Prozession, haben auf den Friedhöfen ihre eigene Abtheilung und sogar ihre besonderen – Begräbnislieder.

Wäre den Reisenden des 18. Jahrhunderts dieser Unterschied aufgefallen – und bei einem einigermaßen ernstlichen Studium von Land und Leuten mußte er aufgefaßt werden – dann wären die Berichte anders ausgefallen. Was dort von dem kriegerischen und verschlagenen Wesen der Oberschlesier gesagt wird, trifft allenfalls für die kleinen Besizer und Tagelöhner, also die Nachkommen der polnischen Zuzügler zu; der ober-schlesische Bauer war und ist von dem gleichen Bauernstolz erfüllt wie der in Westdeutschland. Es sei in diesem Zusammenhange auf die zahlreichen Prozesse hingewiesen, die von unseren Bauern gegen die Grundherrschaft angestrengt und mit Zähigkeit und Ausdauer durchgeführt wurden, wenn es galt, alte Rechte zu verteidigen.

Diesem Menschenschlage konnte der Gutsherr oder der Wirtschaftsbeamte mit Stockschlägen nicht kommen; aber auch die zu Handdiensten verpflichteten Häusler und Gärtner hätten sich der Schläge zu erwehren gewußt. Jeder, der auf dem Lande groß geworden ist, weiß, wie leicht durch den bösen Willen der Arbeiter die Ernte eines ganzen Jahres in Frage gestellt werden kann, und das wußten die Gutsherren ebenso gut, und so dürfte der Stock doch wohl nur ausnahmsweise in Tätigkeit gesetzt worden sein.

Nicht minder anzuzweifeln ist die Behauptung, die Oberschlesier seien in einem Grade dem Trunke ergeben gewesen, daß man sie als Trunkenbolde bezeichnen müsse. Wann sollen denn eigentlich die Leute getrunken haben? Die Fronarbeit begann mit Sonnenaufgang und hörte erst mit dem Untergange dieses Himmelsgestirnes auf, und kamen die Leute heim, da galt es die eigene Wirtschaft bestellen. Wo blieb da Zeit zu Böllerei! Außerdem war auf Trunkenheit eine hohe Geldstrafe gesetzt, die der Gerichtsherr, der Grundherr nämlich, unumschmeichlich und sehr gern einzog.

Es widerfuhr den Oberschlesiern in dieser Hinsicht das gleiche Unrecht wie den Germanen, denen man auch eine ungemaine Zuneigung zum Alkohol nachsagte. Heute aber ist man von der Halslosigkeit des den Germanen gemachten Vorwurfs überzeugt; man weiß, daß die Germanen alle kultischen Feiern mit einem Festgelage begangen haben, bei dem der Trunk nicht fehlen durfte. Und an diesem altgermanischen Brauchtum haben die Oberschlesier durch die Jahrhunderte festgehalten; denn bei näherem Zusehen ergibt sich sofort die Beziehung zu den altgermanischen religiösen Gebräuchen, die mit Gelage und Tanz stets ihren Höhepunkt erreichten. 1824 nämlich erließ die Doppelner Regierung an die ihr unterstellte Lehrerschaft folgende Verfügung: “. . . daß sie darauf aufmerksam sein sollen, damit außer Hochzeiten des Jahres nur sechs Mal, und zwar den Sonntag nach 3 Königen, zur Fastnacht, den Sonntag nach Ostern, den Sonntag nach Pfingsten, zur Kirmes, zum Erntefeste in den Kretschams, und zwar zur Fastnacht und Kirmes durch drei Tage, zu den übrigen Zeiten nur einen Tag und zwar nicht länger als bis 10 Uhr abends öffentliche Tanzmusik gehalten werden . . . und die Lehrer

sind verpflichtet, sogleich Anzeige zu machen, wenn öfters als an den genannten Tagen und auch länger als bis 10 Uhr Tanzlustbarkeiten gehalten werden sollten.“ Die Regierung Oppeln hat – ihr ganz unbewußt – dafür gesorgt, daß geheiligte Ursäter-sitte nicht verwaschen werde. Der Sonntag nach drei Königen erinnert unverkennbar an das altgermanische Mittwinter- oder Julfest, das ursprünglich in der Zeit vom 9. bis 16. Januar gefeiert wurde. Die Fastnacht entspricht der Lenzfeier, die mit der Austreibung des Winters, Ertränkung oder Verbrennung, begangen wurde. – Der Sonntag nach Ostern ist das nordische Siegesopfer, der nach Pfingsten das Sonnenwendfest. – Erntefest und Kirmes waren ursprünglich ein Fest: das Herbstfest, das je nach dem Klima der verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes bald früher, bald später fiel. Es war ein Dankfest und wurde nach völlig beendeter Ernte gefeiert. Die Haupternte pflegte im August, die Vollernte aller Früchte erst um Martini erledigt zu sein; daher wurde das Erntefest vom August bis zum November gefeiert. Nach der Bekehrung der Germanen erfolgte die Teilung des Herbstfestes in Erntedankfest und das um Martini gefeierte Kirchweih- oder Kirmesfest. So schrumpfen die angebliche Trunksucht und die Tanzwut der Oberschlesien erheblich zusammen und erscheinen in einem ganz anderen Lichte. Es mag da manchmal auch etwas über den Durst getrunken worden sein; aber das waren Ausnahmefälle; der Oberschlesier hat an altgermanischer Sitte festgehalten, aber war nie ein verkommener Trunkenbold.

Jemand einer von den reiselustigen Schreibern meint, der Oberschlesier jener Zeit habe keine Vorstellung von Gott, überhaupt keine verinnerlichte Religion gehabt: seine ganze Religiosität habe sich in starrem Festhalten an Außerlichkeiten erschöpft. Nun freilich: auch der Oberschlesier von heute ist nur äußerst schwer dazu zu bringen, sein Innerstes zu offenbaren; aber es darf wohl ruhig behauptet werden, daß er dabei immer noch eine unbeschreiblich bessere Figur macht, als alle jene Hohlköpfe, die über alles und jedes zu geistreicheln und zu wigeln sich unterfangen und sich klüger dünken als der Herrgott selber. Der Oberschlesier legte von jeher wenig Wert auf große Worte; dafür pflegte er mehr das praktische Christentum. Schon ein flüchtiger Blick in die Kirchenakten des 17. und 18. Jahrhunderts läßt uns seinen Opfersinn erkennen. Zahlreich waren die Foundationen und frommen Schenkungen und Stiftungen, und auch in den jammervollsten Zeiten des 30jährigen Krieges, da doch das Geld so rar war, hörte das Opfer nicht auf. Und fehlte das Geld, so verpflichtete man sich zu Naturalleistungen. Wo außerhalb Oberschlesien ist noch „die eiserne Kuh“ bekannt!

Der kennt Oberschlesien garnicht, der ihm Religiosität absprechen will. Er wird seinem Väterglauben vor 150 Jahren noch genau so treu ergeben gewesen sein wie zur Zeit des großen Religionskrieges und das Jahrhundert vorher. Wie es in dem Beuthener Gebiete war, so wird es auch in anderen Teilen Oberschlesiens z. Bt. der Reformation gewesen sein: die Katholiken sind oft 30 bis 50 km weit gelaufen, um einem katholischen Gottesdienste beizubohnen zu können, und den gleichen Glaubenseifer muß man auch den protestantischen Oberschlesiern in der Zeit der Gegenreformation nachrühmen.

Und was den vielbeschriebenen Aberglauben und die religiösen Aeußerlichkeiten anlangt, so enthüllen sie sich bei näherem Zusehen als altgermanisches Erb- und Kulturgut, das von der tiefen Verbundenheit von Blut und Boden zeugt. Die Kirche hat mit feinem psychologischen Blick die Bedeutung dieses Kulturgutes für die sittliche Lebensführung des Volkes frühzeitig erkannt und es zu erhalten gewußt, indem sie ihm einen christlichen Inhalt gab. Es wäre ein leichtes, bei allen frommen Bräunchen und Ueberlieferungen die altgermanische Wurzel aufzudecken. Auch bei der in jener Reiseliteratur besonders unterstrichenen Neigung zum Diebstahl. Von vornherein sei gesagt: der obereschlesische Landbewohner, vor allem der Bauer, vergriff und vergreift sich nie an dem Eigentum der Dorfgenossen; wohl aber glaubte er sich berechtigt, in manchen Fällen auf dem dem Gutsbesitzer, dem Pfarrer oder dem Organisten zustehenden Grund und Boden für seine eigenen Wirtschaftsbedürfnisse zu sorgen. Im übrigen jedoch ist es eine bekannte Tatsache, die bis in die jüngste Zeit in Übung war, daß man in den entlegenen Dörfern meist bei unverschlossenen Türen schloß, wie das auch ein Reisebericht zugibt. Die besondere Einstellung dem Gutsbesitzer gegenüber erklärt sich aus den zahllosen Rechtsbrüchen, die der Bauer über sich ergehen lassen mußte. Ein Recht nach dem anderen wurde ihm ohne jede Entschädigung entzogen; ja, es geschah sogar vielfach, daß, falls an die Berechtigung eine Verpflichtung geknüpft war, wohl die Berechtigung entzogen wurde, die Verpflichtung dagegen bestehen blieb. Auf solche Weise wurde die Ernährungsgrundlage des Bauern immer schmaler, und er holte sich schließlich heimlich herein, was ihm geraubt worden war. Wenn ihm die Holzberechtigung entzogen wurde, war es durchaus verständlich und von seinem Standpunkte aus gar kein Unrecht, das Holz für den eigenen Bedarf aus dem herrschaftlichen Walde zu holen, aus demselben Walde, der ehemals Gemeindegut, Eigentum der gesamten Bauerngenossenschaft war. Man könnte vielleicht die Frage aufwerfen, ob Belehrung durch die Geistlichkeit nicht gewirkt hätte? Niemals, denn der Bauer wäre nie von der Unrechtmäßigkeit seiner Handlungsweise zu überzeugen gewesen. Nach seiner Ansicht war er vollständig im Recht: Grund und Boden, Feld, Wald und Wiese waren nicht Eigentum eines Einzelnen, sondern gehörten der Sippe oder der Markengenossenschaft zu eigen. Mochte auch die rohe Gewalt die alte Rechtslage vernichtet haben, ihre Ansprüche erachteten die Bauern für unverjährbar.

Alle die verschiedenen Auffälligkeiten, die von den Reiseberichten den Obereschlesiern als Fehler und sittliche Gebrechen angerechnet werden, sind meist altgermanisches Brauch- und Volkstum. Das Volk war sich selbst überlassen, und so verwilderte wohl guter alter Brauch, oder altes Recht wurde zu Unrecht.

Lichtbild Ethau, Zaradzki



Lichtbild Museum Beuthen



Bäuerliches Brauchtum

Wasserweihe Ostropa bei Gleiwitz  
Lodaustreiben Birken, Krs. Cosel



Bäuerliches Brauchtum

„Golf“ Sommersingen  
Palmenweihe vor der Kirche

# Bäuerliches Brauchtum im Grottkauer Lande

Von Georg Meier

Der Kreis Grottkau als Verwaltungseinheit umschließt zwei landschaftlich und kulturell verschiedene Gebiete: den Niederkreis und den Oberkreis Grottkau.

Der Oberkreis, durch zahlreiche querliegende Hügelrücken vom Niederkreis getrennt und selbst wieder durch zahlreiche Hügelketten unterbrochen, weist die einer solchen Landschaft eigene kultursociologische und wirtschaftliche Gesamtsituation auf. Er tendiert mehr nach dem Gebiet Dittmachau-Patschkau-Münsterberg und schließt sich damit bereits an den Kulturraum des Sudetengebietes an. Der Niederkreis trägt den Charakter der Flachlandkulturen und bedingt so deren soziologische Eigentümlichkeiten. Er zeigt stärker ausgeprägt die in dem alten Bischofslande gepflegte Kulturtendenz. Auf die Verschiedenheit dieser beiden Räume weisen auch die Unterschiede der Dialekte: die Grenze zwischen beiden Kreisgebieten ist zugleich die Sprachgrenze des gebirgsschlesischen und des flachlandschlesischen Idioms. Die Landscheide läuft hier ungefähr an dem vom Volksmunde „blinde Straße“ benannten Wege entlang.<sup>1</sup>

Der Niederkreis Grottkau – und nur er ist in dem Thema dieser Abhandlung einbezogen! – kennzeichnet sich für die neuere Zeit, als vom grünen Tisch aus am 30. April 1815 der Kreis zu Oberschlesien geschlagen wurde,<sup>2</sup> als Wechselgebiet von OÖ und Mittelschlesien. Die Menschen zeigen hier, volkpsychologisch gesehen, den Charakter des Überganges, der Mischung, der Abschwächung – aber auch des Eigenen, indem sie aus ihrer Zwangslage am Kreuzweg zweier Volkskulturen eine Eigenart entwickelten, die man als die Sonderheit des Grottkauer Landes ansprechen kann. Wirtschaftlich kennzeichnet sich dieses Gebiet als ausgesprochenes Agrargebiet. Der Bauer tritt hier soziologisch und kulturell bestimmend hervor. Er prägte die Eigenart der Kultur in diesem Räume zu einer rein bäuerlichen. Und selbst Grottkau als die urbane Zentrale weist durchaus landstädtischen Charakter auf; noch heute haben Bauern ihre Wirtschaft innerhalb der Stadtmauern gelegen.

Im Vergleich zu anderen Gebieten hat das Grottkauer Land dem Volkskundler eigentlich wenig zu bieten. Der Geist der Tradition, die Verbindung mit der Vergangenheit ist hier nahezu verloren gegangen. Es liegen weder bedeutsame und alte Baudenkmäler, noch allzu viele Urkunden und fast keine volkskünstlerischen Arbeiten vor. Seit 1880 etwa ist auch ein Schwund volkskundlich interessierender Bräuche recht auffällig. Aber es wären vielfache Ursachen aufzuzählen, wollte man es versuchen, die Verflachung

<sup>1</sup> Einem nur einige Meter breiten, alten Kriegs- und Reispfad. Er ist der direkte Weg zwischen Reisse und Breslau und liegt vollständig gegen jede Sicht geschützt. Dort, wo er über Hügel führt, war er durch Strauchwerk verdeckt. Der Pfad geht von Reisse über Guttwitz, am Behauer Wald entlang, tritt in das Grottkauische südlich Seiffersdorf, führt nördlich Gläsdorf in den Strehlener Kreis und weiter nach Breslau. Der Alte Fris hat ihn öfters benutzt. - Vgl. auch Oskar Bug: Schles. Heideschanzen.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu meine Arbeit im Heimatkalender für den Kreis Grottkau für 1934, S. 57 ff.

des Volkseigentümlichen näher herauszustellen. Zu leugnen ist jedoch nicht, daß das Grottkauer Gebiet ein Kulturraum ist, dem die Ostlandbedeutung zugesprochen werden muß. Das Grottkauer Land ist frühdeutsches Siedelgebiet. Und gerade deshalb hat es seine Bedeutung. Wir bemerken hier eine starke Verschichtung von Kulturen, deren Reste sich bis in die Gegenwart erhalten haben. Brauchtum und Sage weisen germanisches mythologisches Restgut auf. Wenn in Geltendorf der Klinkereiter auf seinem Roß über die Felder jagt, so ist dies doch nur die umgedeutete Gestalt Wotans. Wenn ebenso am Weihnachtsfest und an Sylvester Schießen veranstaltet werden, denen man zuspricht, daß am Weihnachtsfest das Christkind vom Himmel herunter- und an Sylvester wieder hinaufgeschossen wird, so hat dieses Schießen unzweifelhaft seine Wurzel in der germanischen Dämonenabwehr während der heiligen Nächte. Viele der Bräuche sind so einer Verchristlichung unterlegen, wie das Sagengut im Ablauf der Kulturentwicklung seine jeweilige epochenmäßige Umdeutung erkennen läßt. — Die späteren Besiedlungsetappen spiegeln sich vor allem im Sprachschatz des Bauern wider. Aus der Verschichtung späterer Siedelkulturen erklärt sich so auch das Auftreten mittelhochdeutscher, slawischer, süd- und westdeutscher Wörter. Die mittelhochdeutsche Wurzel ist noch erkennbar in „Wezebär“ (mhd. wezze = Hauer und ber = Eber), Borg (mhd. bar), bekatschen, Ritsche (mhd. Wurzel i. igel; Ruß), verknusen (mhd. knüsen = kauen), Kiebig (mhd. kif = Frechheit). Die slawischen Bestände beweist vor allem die Flurnamenskunde. So finden wir z. B. um 1624 in Rühlschmalz einen Teich, der den Namen „Blorog“ trägt. Blorog erscheint hundert Jahre später als „Blaurock“. Klemens Lorenz hält das Wort für eine Gendensung des slawischen „bialy róg = weiße Ecke. Weiter gorke (slaw. gorki = Waldberg), Pohuie (slaw. d. Höhe hinauf), Hofschine (slaw. d. Gänseweide), Koppiz (slaw. kopiec = kleiner Hügel). Zahlreiche Wörter weisen auf die süd- und westdeutschen Siedlereinbrüche in dieses Gebiet: Hirtsche = Kröte (bayr. Hertschen, anhaltisch Hirtsche) oder der Ausdrücke „ale Tunte“ = Schlafmütze (bayr. = schwäb. dunzel = schlafen). Aber auch an den in diesem Gebiete vorkommenden Eigennamen ist die Eigenart der Siedelvölker beurkundet. Slawischen Anklang hört man bei den hierorts zahlreich vorkommenden Familiennamen Matschke, Wuttke, Laske, Galke heraus. Auf deutsche Besiedlung weisen: Beier, Franke, Hesse, Friesle. Ebenso zahlreich ist der Name Böhm. Polnische Vornamen finden wir seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr in den vorhandenen Urkunden, Rezessakten usw. Bis zum 18. Jahrhundert haben sich als vornehmlich gebräuchliche Vornamen erhalten: Nerten, Balger, Adam, George, Mattes, Daniel, Casper, Christoph, Ignaz.

Etwa im 15. Jahrhundert ist dieses Gebiet dann endlich so weit ausgeglichen gewesen, daß ein Prozeß des Eigenkulturellen in diesem Raume beginnen konnte. Das volkshundliche Gut, so wie wir es heut noch als Restbestand vorfinden, hat seine Anfänge in jener Zeit. Und eine „Volkskunde des Grottkauer Landes“, wenn sie halbwegs nur historisch sich begründen will, wird nicht umhin können, von jener Zeit ausgehen zu müssen.

Für das Folgende ist eine ausführliche Behandlung des Themas aus texträumlichen Gründen nicht angängig gewesen. Das vorliegende Heft ließe sich mit ihm allein füllen. Das Wichtigste und Interessanteste konnte nur angeführt werden. Benutzt wurden für die Arbeit das Publikationsorgan der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft des Kreises Grottkau sowie die Heimatbeilage der „Neisser Zeitung“. Der größere Teil des Angeführten entstammt eigener Beobachtung und Aufzeichnung.

\*

Der agrartechnische Fortschritt im allgemeinen hat die ursprünglich verwendeten Geräte erübrigt und durch moderne ersetzt. Ebenso hat eine auf die Forschungsergebnisse der Landwirtschaftsinstitute aufgebaute Bewirtschaftungsmethode Platz ergriffen. Schaf-, Fisch- und Bienenzucht, die früher intensiv im Grottkauer Lande betrieben wurden,<sup>3</sup> sind verschwunden und mit ihnen das an sie geknüpfte Brauchtum. Starcker Waldaushau hat ebenso die Waldwirtschaft erledigt. Der Grottkauer Bauer ist nunmehr noch Ackerbauer.

**Brauchtum.** Im Grottkauer Lande war früher ein ausgeprägtes Brauchtum vorhanden. Am Jahrestage des hl. Andreas wurde Blei gegossen. Am Weihnachtsabend schüttete man das zusammengerassete Lischtuch im Garten unter die Obstbäume, dabei den Spruch hersagend: „Do hoste, ale Feldlutsche!“ (Feldlutsche = weibl. böser Kobold). Ebenso wurden an Weihnachten die Bäume mit Stroh umwickelt. Am hl. Abend ging der Bauer in den Stall und sagte zu den Tieren, daß heute Weihnachten sei. Der Sylbestertag galt der Verulkung mannstoller Jungfrauen. Vielfach schrieb man an diesem Tage auch freundschaftlich oder aus gehässiger Art dem Nachbar an das Hofstor allerlei Sprüche. Besondere Fastenzeit- oder Osterbräuche sind nicht mehr erhalten. Wir wissen hier fast nur von den Ostermetten in Hennemersdorf (vgl. weiter unten), dem „Schmagostern“, den Karfreitagwasser-, Palmen- und Feuerweihen. Zur Taufe der Neugeborenen wurde das Patengeld in den Patenbrief oder in das Streckfissen geschoben und in die Kirche mitgenommen. Hochzeiten wurden mit großem Pomp und unter Anteilnahme des gesamten Dorfes gefeiert. In Herzogswalde zog dann am dritten Tage die Braut mit Kuh und Sack und Paß zum Manne. In Koppendorf kam der junge Ehemann am zweiten Tage feierlichst angezogen, die Braut abzuholen. Vor der Abfahrt gaben die Eltern den beiden den Segen. Üblich war das Brautsuder, das die „Bettfrau“ führte. Sie thronte auf dem mit Betten, dem Spinnrad und dem Spinnrocken beladenen Wagen und warf Kuchenstücke unter die mitlaufende Dorfjugend. Wenn die junge Bäuerin in ihrem neuen Heim angelangt war, wurde ihr Brot und Salz gereicht. Das Brot schnitt sie zuerst an. Das abgeschnittene „Alaberampfel“ wurde im Beikastel der Truhe aufbewahrt. Das übrige Brot wurde in vier Teile geschnitten und in jeden Teil ein Geldstück hineingedrückt. Die Teile gab man armen Leuten. Wie bei Hochzeitsfeiern, so wurde auch anlässlich eines Begräb-

<sup>3</sup> Vgl. Georg Meier: Die Finanzwirtschaft der Stadt Grottkau i. J. 1621, Heimat-Kalender für den Kreis Grottkau für 1932.

nisses ein großes Essen veranstaltet. Zum Leichenbegräbnis lud die Frau des Totengräbers oder die Dorfbotenfrau Wirtschaft für Wirtschaft einzeln ein. Bevor der Sarg aus dem Hause des Toten getragen wurde, rückte man ihn dreimal an, oder man ließ die vorgespannten Pferde den Leichenwagen anrücken.

Dorfwitz und Dorfnamen. Der Grottkauer Bauer besitzt einen guten trockenen Mutterwitz. Zielscheibe des Witzes ist meist das Nachbardorf.

Ei Scheenheede unnd ei Schwertsheede is da Acker a su ausgequetscht wie ene Kindsgriefe.

Im Seepe (Deutsch-Leippe) trebbem se de Schwene (Schwene = phonetisch Schwäne, gemeint sind die Schweine) mitt da Petsche uff a Seech.

Wer sich will ei Klobdich nähren, der muß essen Pilze und Hedelbeeren.

Ei Gruttke scheint de Sonne ei's Putterfoß.

Vo Gektdorf (Geltendorf) iba Kammersdorf (Hennersdorf) und Laßt (Lassoth) noch Sorge (Neusorge, Krs. Neisse)!

Die einzelnen Dörfer haben ebenso ihre bestimmten Spitznamen:

Leuppusch = Dreckloch, Birnpoppelpusch

Mogwitz = Grobmogwitz, Proprmogwitz

Oberseiffersdorf = Spizbubeseiffersdorf, Ungetreuseiffersdorf

Schwertsheide = Dreckwertsheide

Kühschmalz = Uchsefett, Klein-Berlin

Tannensfeld galt als die Garnison. Wer früher nicht beim Militär war, von dem sagte man, er habe in Tannensfeld gedient. Der Witz entsprang meist irgendeiner Besonderheit des Dorfes oder der Dorfbewohner. In Mogwitz galten die Bauern als ganz besonders prozig und grob. Auf die schlechten Bodenverhältnisse weisen die Benennungen von Schwertsheide und Oberseiffersdorf. Leuppusch heißt Dreckloch, weil von dort der Regen gewöhnlich herkommt. Klärt sich der Himmel dann aber wieder auf, so war und ist als feststehende Redensart allgemein gebräuchlich: „Iba Leuppusch wirds lichte.“ Man äffte aber auch den Einzelnen, der mit irgendeiner menschlichen Unvollkommenheit behaftet war. Auf einen dünnen Menschen sagte man, er wäre „ausgefressen wei a hola Zohn“. Oder auf einen Dummen: „A is tumm wie a Schwein im Finstern.“ – Interessant sind die Ortsnamen „Holdirselber“ und „Sichdichfür“.

Pflanzen- und Tiernamen. Auch den einzelnen Pflanzen und Tieren hat der Bauer eigene Namen gegeben: Brombeere = Koatersäcke, Glockenblume = Auerhahn, Eberraute = Gartenhahn, Wiesenbachstelhalm = Koagezoil, Wollgras = nackte Moide, Johanneskraut = Lieblakraut, Sperling = Spanser oder Skanser, Pitol = Biercule, Goldammer = Golitchke, Schwanzmeise = Pfannenstiel, Neuntöter = Worthekringel, Zaunkönig = Schneekönig, ein wachstelähnlicher Vogel, der als Wild geschossen wurde, hieß „alc Moide“, Kröte = Hirtsche, Kohlweißling = Mollkedieb,

das kleine Wiesel = Gevatterle. Man deutete auch den Gesang der Vögel, den Schlag des Finken zum Beispiel: Bin ich denn nicht ein schöner Bräutigam!

*Spruchweisheit.* Die Grottkauer Bauern sind ein schlichtes, nüchternes Geschlecht. Ihr praktisches Empfinden äußert sich in der hierorts gebräuchlichen oder selbstgebildeten Spruchweisheit.

Wenns nischt kost, bezohl ich olles.

Besser Nubbers (Nachbars) Ruh krepiert wie einuß.

Besser geleiert, wie ganz gefeiert.

Loß bersch ne ale Ruh kosten, wie hon doch keene.

Ma sull keenem Menschen traun, mit dam ma nicht sieben Scheffel Salz zusammen gegessen hot.

Ju, ju! die Weiber – 's hot ar gude mitunter wie bei a zeitiger Pflaumen.

U Schoß Männer ertroin leichter wie a poar Weiber.

Guttschmecke macht Battelsäcke.

Die kleinstn Fresche mach'n's größte Sequake.

U Grußfroaß wird nie geboren, dar wird erzoin.

Uffs motteste Pfad (Pferd) setzu sich die meesten Fligen.

U hot a Gemitte (Gemüt) wie an Fleescherhund.

Aler Korn und junge Weiber sind die besten Zeitvertreiber.

Lehrer Schmidt-Geltendorf gibt mir folgenden Vers an:

An schläffischer Pauer aler Dart,  
dar trägt da Pelz bis Himmelsoahrt.

Und gibt es dann noch Schnie,  
do trägt a ihn bis Bartolmä.

*Volkslied und Reime.* Mein Freund Lehrer i. N. Schmidt-Geltendorf, darf es für sich beanspruchen, das Volkslied des Grottkauer Landes erforscht und verwertet zu haben. Zur Zeit genau 1000 Liederaufzeichnungen hat er dem Volksliedarchiv in Bentzen übermittelt. Die Hälfte dieser Lieder stammen aus dem Niederkreisgebiet.

– Der Eigenart des Grottkauer Bauern entspricht vor allem das religiöse Lied. Gerade in der Pflege dieser Liedart zeigt sich im Grottkauer der Schlesier. Kinderlieder, Liebeslieder, Heldenlieder waren geläufig. Verbreitet waren auch Landsknecht- und Soldatenlieder. Gesungen wurden letztere vorwiegend im Gasthaus, das Volkslied dagegen an Spinnabenden, beim Federnschleifen oder beim Rübenschneiden. Vielfach verbreitet waren in neuerer Zeit auch die Bänkelsängerlieder. Hat sich im östlichen Teil des Niederkreises mehr das eigentliche Volkslied erhalten, so finden wir doch mehr nach Mittelschlesien hin eine stärkere Verbreitung gerade des Bänkelsängerliedes. – Bei der Arbeit rezitierte man vielfach Reime.

Beim Bastlösen:

Pfifflla, Pfeifflla, gib och Gofft,  
wenn der Pauer Hober rofft.

Wenn der Flachs gesponnen und der Faden mit der Weife ausgemessen war, ergaben gewöhnlich 20 Fäden ein Gebind. Zählte man die Fäden nun ab, half man sich dabei mit dem Reim:

Eins, zwei, doch,  
fimmel, fammel, foch,  
fimmel, fimmel, fimmel, fammel, foch,  
Wenn ich glei nie zähl'n koan,  
zwanzig seina doch.<sup>4</sup>

Bei Mühlwehr- und Brückenbauten wurde als Rammreim verwendet:

Eins, zwei, drei, vier,	zieht alle zugleich.
fünf, sechs, sieben, acht, neun,	Ich seh' einen, der will nicht,
so muß er rein	Ich seh' einen, der mag nicht,
durch Felsen und Stein,	Ich seh' einen, der kann nicht.
durch schlammenden Sand,	Noch einmal!
dem König sein Land,	Hoch!
dem Kaiser sein Reich,	

Ebenso waren Dreschreime gebräuchlich. Fast in jedem Dorfe hatte man seine besonderen. In den rings um Grottkau gelegenen Dörfern rezitierte man bei Zweierdrusch: Kummst, halft!

Beim Dreierdrusch: Koch Fleisch zu.

Beim Viererdrusch: Kucha backa.

Im nachstehenden auch einen Schnitterreim:

Wege gutt,  
do schnett se gutt,  
dar Votter ist dar Mutter gutt.

*F r ö m i g k e i t.* Eine starke Religiosität ist das besondere Zeichen des Grottkauer Bauern. Einer bevorzugten Verehrung erfreuen sich die Heiligen Isidor, Michael und Florian. Im religiösen Volkslied werden die hl. Gertrud und Papst Urban besungen. Eine Erinnerung daran, daß dieses Gebiet einst unter böhmischer Hoheit stand, liegt in der Verehrung des hl. Nepomuk. Auf Säulen, Bildstöcken, Hausbildern usw. finden wir die Heiligen. Ein Bauer schnitzte den Christus in der Pfarrkirche von Herzogswalde. Die Kirche in Eckwertsheide gilt als Wallfahrtskirche. Es lag viel religiöses Gut dem Denken und Tun des Bauern zugrunde. In Hennemersdorf wurden Ostermetten in der Nacht von Ostersonnabend zu Ostersonntag abgehalten. Gegen Mitternacht zogen die Bauern um die Felder der Gemarkung. Etwa gegen 4 Uhr fand die Mette in der Kirche ihren Abschluß. Lehrer Schmidt-Geltendorf besitzt 18 Osterlieder, die auf diesen Feldprozessionen gesungen wurden. Ganz besonders eifrig wurde das Tischgebet

<sup>4</sup> Maximilian Langer / Meisse rechnet diesen Reim mit Unrecht zu den Auszählreimen der Kinder (Oberschlesier, Jhrg. 8, 1926, S. 513). Der Reim kann nur im obigen Sinne verstanden werden!

gepflegt. In Dialektsprache tritt das bereits schon einmal im „Oberschlesier“ veröffentlichte Gebet auf:

Wir wollen essen,

Wir wollen Gott, den Herrn, nicht vergessen . . .

Brauch in der Faste ist und war es, täglich den Rosenkranz zu beten.

Am Sonntag nach Mariä Geburt läßt man die „Weihbürde“ weihen. Sie besteht aus 15 bis 20 verschiedenen Heilkräutern (deutscher Mant, Auerhorn, Pfefferminz usw.). Die Bürde wird dann später abgekocht; auch dem kranken Vieh gibt man vom Abguß zu trinken. Aber auch beim täglichen Werk hat der Bauer seinen frommen Brauch. Bevor der Bauer den Acker zu pflügen oder zu säen beginnt, zeichnet er mit dem Peitschenstil drei Kreuze über das Feld. Ebenso zeichnet die Bauernfrau, bevor sie das Brot anschneidet, mit dem Schnittmesser drei Kreuze auf die Unterseite des Brotes. Viele Gebete, Stoßgebeten, Andachten und geistliche Lieder sind aus den in dieser Gegend verbreiteten Gebetbüchern in das Eigentum des Volkes übergegangen. Als Ergebnis einer dreijährigen Sammlung fand ich, daß vor allem der große und kleine „Baumgarten“ des P. Martin von Cochem verbreitet waren. Handschriftliche Gebetbücher finden sich verhältnismäßig wenige vor.

Sage und Aberglauben. Das Grottkauer Land ist sagenreich. An den langen Spinnabenden im Winter erzählte man sich die Ortsforgen oder die im Nachbarort kursierenden. Kühnau hat in seinen „Oberschlesischen Sagen geschichtlicher Art“<sup>5</sup> 25 Bau-, Siedlungs-, Gebild-, Flur- und Personensagen aus dem Grottkauer Gebiet veröffentlicht. Eine Anzahl sind auch von Otto Neugebauer und Josef Schmidt im „Grottkauer Lande“ veröffentlicht worden.<sup>6</sup> Eine die Vollständigkeit anstrebende Sagensammlung versucht Dr. Karl-Ernst Schellhammer-Grottkau. Den Sagenreichtum des Grottkauer Landes beweist der Umstand, daß Otto Neugebauer in einem Dorf allein gegen 50 Sagen und Spukgeschichten vorfand. Hier spuken gute und böse Fennichs- und Feuermännchen (Gr.-Briesen, Seltendorf, Oberseiffersdorf, Halbendorf). Die „welsche Frau“, die „weiße Frau mit dem Schimmel“, der „Alinkereiter“, der „Reiter ohne Kopf“ (in der Wimmerbergsage von Falkenau), „kläffende Hunde“, die „gefattelte Can“, das „graue Männlein“ kehren in den Dörfern in der einen oder anderen Variation wieder. Bei den Grottkauer Sagen finden wir die Grundzüge der Gestalten der deutschen Sage überhaupt. Um einige alte Brückenpfeile entspann sich die Sage von dem Räuberhaus bei Seltendorf. Die Irrlichter der Sümpfe nähren hier die Sagenbildung. Der aus den Sümpfen aufsteigende Nebel läßt die „Bruchheze“ erscheinen (Hennersdorf). Einen Einbruch christlicher Gedanken finden wir in der Sage vom unerlösten Feuermännchen (Seltendorf).

Aus der H e i l k u n d e. Wenn jemand sich die „Ziehne“ oder „Ziehe“ (Zehe) blutig

<sup>5</sup> Breslau, 1926.

<sup>6</sup> Publikationsorgan der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft des Kreises Grottkau, Schriftleitung Dr. Karl-Ernst Schellhammer.

gestoßen hatte, wurde aus den Blättern des Spitzwegerichs (*plantago centifolia*) der Saft ausgedrückt, den man zur Desinfektion auf die Wunde träufelte. Mit dem breitblättrigen Spitzwegerich (*plantago lanceolata*) wurde die Wundstelle unwickelt. Gegen Tuberkulose verwandte man Mehlsuppe, angemacht mit Hundeseht; ebenso Eisenkraut und Spitzwegerich. Bei Schlaflosigkeit oder Nierenleiden kochte man Baldrianwurzel ab. Flechten wurden an einem Freitag, der auf abnehmenden Mond traf, besprochen. Dabei wurde auch gebetet. Besprechen von Warzen: Man machte in einen Bindfaden so viel Knoten, als Warzen vorhanden waren. Der Bindfaden wurde alsdann unter der Dachtraufe begraben. Wenn der Faden verfault war, waren mit Sicherheit auch die Warzen weg. Geschwulste behandelte man mit Aufschlägen von Leinsamen, Quark oder gekochten Kartoffeln. Bei rheumatischen Leiden half eine Einreibung mit Ameisenspiritus. Knochenbrüche, Verrenkungen, Eingriffe, die heute der Orthopäde vornimmt, wurden ausschließlich vom Schärer behandelt.

## Bäuerliches Leben und Brauchtum um den Annaberg

Von Wolfgang Wiengel

Die Höhen und die Talsohle um den Annaberg sind in ein tausendfältiges Netz schmaler brauner Ackerstreifen zerlegt, über die hundert Pferdegespanne den alten Pflug gemächlich ziehen wie vor Zeiten. Ungeschlachtet sind die buckligen Acker der Höhen, wie die dicken Ackergäule, die darüber wegstampfen, wie die schweren Tritte der Bauern. Ein leiser Duft weht über die braune Erde, trägt etwas von dem Duft des Annaberges in die Ferne. Ein leises Glockenklingen des Berges klingt mit; mitschlingt das Lied des müßbeladenen Bauern, der dieser „heiligen Erde“ seine ganze Liebe schenkt.

Von der ersten Frühe des Werktages bis zur Dämmerung herrscht der Bauer über das Tal und die Höhen. Der Tag und das Jahr stehen noch in voller Beziehung zum bäuerlichen Leben, und auch der Berg hat sich noch in keiner Weise davon lösen können, da die bäuerliche Landschaft von allen Seiten ungehemmt hereinbricht und ihren gewaltsamen Zwang bis vor seinen Altar trägt.

Die Menschen tragen noch das Zeichen uralter Bindungen, der starken Bindung mit der Erde. Unsere Bauern sehen im Jahreslauf noch das „Wunder“. Sie erleben sich noch als Wunder, weil ihr Sinnen und Schaffen aus dem „Schicksal“, d. h. aus der Beziehung zu Gott, aus dem Atem des Ewigen noch nicht in die kalte Welt von Ursache und Wirkung geraten sind.

Gemessen am mechanischen Jahreslauf der Stadt sind hier wenigstens noch Reste jener dichterisch-magischen Kultur gegenwärtig, die unsere Väter aus dem unmittelbaren Erlebnis von Gott und Natur schufen.

Frühling! Da feiern die Bauern im Obertal noch den Frühlingstag und die Tag- und

Nachtgleiche. Am Mittwochabend der Karwoche werden auf den Saatfeldern brennende Besen geschwungen. Uralte Kultsprüche weiß man dazu: „Feuer loht, Brot, das lobt: Funken im Gewimmel rufen „Brot“ zum Himmel. Jeder Schritt, ein Garbenschnitt; jeder Fuß und Stock, ein Schock; jedes Fingerlein möge eine Mandel sein.“ Der Brauch ist, wie der Spruch sagt, ein alter Fruchtbarkeitskult, ein Sonnenkult, heute eine Erinnerung daran, sagen die Leute, daß der Heiland mit Jackeln gesucht wurde.

Wenn die Frühlingsfeuer im Obertal noch brennen, vollziehen sich nicht bloß Wallungen einer deutschen Naturhaftigkeit, sondern daß diese Feuer sich halten konnten, daran ist das Religiös-Kirchliche mit seiner Freude am Licht und die kirchliche Auferstehungseligkeit mit dem seelisch empfundenen Feuer hervorragend beteiligt. Unter unseren Händen müßte das rein naturhafte Lichtproblem zu dem rein geistigen Erkenntnisproblem, wie es die germanische Menschheit von Urzeiten her beschäftigt hat, wie es vor allem die Kirche steht, erweitert werden. Auch müßte sich dies Frühlingsfeuer über ganz Oberschlesien erstrecken. Osterfeuer soll lohnen. Ehrwürdiger Sitte Walten soll nicht vergehen, Osterbrauch soll nicht erkalten, Osterbrauch soll nicht veralten!

Am Sonntag Judika steht man am Morgen festlich gekleidete Mädchen mit strahlenden Augen und mit vor Freude geröteten Wangen das geschmückte Frühlingsbäumchen durch die Straßen tragen. Sie gehen von Haus zu Haus und treten überall singend ein: „Mein Bäumchen ist schön bunt, bleibt mir recht hübsch gesund. Und auf meinem Bäumchen flattern lust'ge Bänder. Wer hat's denn geschmückt? Annaberger Mädchen. Hei, hei, hei; sind gar fein. Mein Bäumchen ist schön bunt, bleibt mir recht hübsch gesund.“

Das Bäumchen in den Händen beständig drehend, daß die bunten Bänder lustig flattern und die bemalten Eier wohligh schaukeln, preisen sie weiter stolz die Schönheit ihres Bäumchens, die Güte der Hausfrau, die Schönheit, die Wohlerzogenheit der Kinder des Hauses. Dann bitten sie um eine Gabe, recht schnell; denn der Tag wird vergehen und den Baum zerwehen. Ein Ei, das Symbol des Lebens, ist der würdige Preis.

Beim ersten Austreiben der Rüche auf die Weide berührt die Bäuerin die Rüche dreimal mit einer geweihten Palmennute. Es ist das ein Rest des Schlages mit der „Lebensnute“. Der Schlag mit der Lebensnute wurzelt in dem Glauben, daß die lebenspendende Kraft der Erde, die sich in den sprossenden Zweigen offenbart, durch die Berührung eines Wesens mit diesem Zweige auf dieses übergeht. Aus demselben Gedankenkreis ist auch das Sommerbäumchen hervorgegangen. Das grüne Bäumchen soll neues, frisches Leben ins Dorf tragen. Der Hirtenjunge wird vor dem Austreiben der Rüche mit Wasser begossen, damit er nicht einschlafe.

Wie unser Bauer mit Würde über die braunen Schollen dahinschreitet und das Korn der Erde opfert, so kommt mir das immer ganz weisevoll priesterlich vor. Gemessen tritt er an den Ackerand. Er küßt die Erde. Dann nimmt er eine Handvoll dieser

braunen Erde und hält sie wie ein Kleinod, wie ein Vater die Hand seines jüngsten Kindes hält. Er hält sie und läßt sie dann langsam und fühlbar durch die Finger gleiten. Jetzt gürtet er um die gedrungenen Schultern das graue, Körnerschwere Samentuch. Würdig ist seine Haltung, gesenkt der Blick, das Gesicht überschattet vom Ernst innerer Sammlung; denn heute gilt es, der Menschheit erstes Kulturwerk zu erneuern und dem Schoß der Erde den Samen zu langer Aufbewahrung anzuvertrauen. Da sicht heiliger Schauer seine Seele an, und die Gedanken erheben sich zum Spender alles Lebens. Die erste Handvoll, die er austreut, hebt er andächtig zu seinen Lippen. Er küßt sie wie ein Heiligtum. Dann zeichnet er frommen Sinnes mit diesen ersten Körnern die Form des Kreuzes. Nun kann der Saatgang beginnen. Still, bedächtig empfängt die Erde die Körner, Hampfel um Hampfel. Und die letzte Handvoll küßt der Landmann wieder. „Gott helf Euch!“ so heißt der Gruß eines jeden Vorübergehenden und die Antwort „Gott gib!“ Mit großem Mißtrauen sieht der Bauer jeden an, der diesen Gruß nicht bietet.

Und noch ein Saatbrauch. Ganz schüchtern steht er noch da, wie ein Weilchen im Gras. Der Bauer hat sein kleines Töchterchen mit auf das Saatfeld genommen. Er nimmt ein kleines Tuch vom Wagen und bindet es dem Mädchen vor die Brust. Dann greift er dreimal in den grauen Sack voll Saatkorn, legt die Körner in das Tuch, fährt mit seiner Hand wie segnend über den Kinderkopf und sagt dann: „In Gottes Namen.“ Das Mädchen wirft die Körner mit seiner kleinen Hand ungeschickt über die frische Erde. Es sät. Der Bauer steht da mit gefalteten Händen, in sich versunken. Ein alter Bauernbrauch, schön und fromm wie das Feld unterm Lerchentriller. Segnender Brauch ruht über dem Acker, segnende Winde umfingen ihn aus leuchtender Höhe. Wir sehen hier folgendes: Die Zeremonie „In Gottes Namen“ nimmt die Stilform des Christentums an, ohne indessen die primitive Form einzubüßen. Ein Mädchen wird zu dieser Segenshandlung genommen, d. h. die weibliche und die vegetabilische Fruchtbarkeit sind noch nebeneinandergestellt.

An den Bittgängen an St. Markus und an den Bittagen wird das Feld zur feierlichen Kirche. Die Bauern kommen um Segen für das wachsende Brot. Vom Turm kommt uraltes Glockengebrumm. Der Wind atmet über das weite Feld und bauscht die Fahnen. Rot und blau leuchten sie. Der Weihrauch mischt sich mit dem kühlen Duft der Kornfelder. „Kyrie eleison“ murmelt die Weite. Und die kurze Predigt ist wie ein Weilchenstrauß.

Man verbindet die bäuerliche Berufsidee auch mit einem Volksheiligen. Eine Art standesmäßig entwickeltes Fürsprechertum gewann und gewinnt bei unseren Bauern Form und Farbe. Sie wollen ein Ethos, das sich ausspricht im Persönlichen und in Porträts. Sie gehen mit St. Urban und St. Isidor von Feld zu Feld, mit St. Rochus von Stall zu Stall. Diese werden auch Kapellenheilige einer Frömmigkeit, die immer wieder Besonderheiten und Intimitäten entwickelt. Im Teil für das Ganze verehrt man die Gottheit und errichtet ihr unzählige Throne draußen inmitten der Segen erbittenden Felder.

Sommer! Mitten in der Erntearbeit ziehen die Bauerndörfer am 26. Juli auf den Annaberg, singen sich hinauf. Blau steht der Himmel und sonnig über dem Ahrengold und Lerchengedudel, daß die Wallfahrt eine religiös-frohe Erntefahrt wird, die unsere Ahnen in irgendeiner Form sicher schon in vorchristlicher Zeit in diesen Tagen pflegten. Das große Erlebnis der Erdenverbundenheit, der Erdmütterlichkeit drängte zu einer bündigen, die Stammesmacht darstellenden Gestaltung, zu einem allgütigen, gewaltigen, dahervuchenden Ausdruck. Die ganze Fülle eines in sich zusammengeschlossenen, ganz schlichten und unmittelbar naturgewachsenen Volksempfindens, wie es aus dem engsten Zusammenleben mit der Landschaft gewonnen wurde, gewann hier Gestaltung. Die Kirche hat diesem Erdmythos, dieser Mütterlichkeit der Erde, die immer einer blutvollen Volkheit das Leben schenkte, den Charakter einer christlich-religiös empfindenden Mütterlichkeit gegeben. Die Mütterlichkeit orientiert sich seit 600 bis 700 Jahren an St. Anna und am Selbdröckbild. Eine bessere Form des Naturmythos konnte dem Fest nicht gegeben werden, als die es vor Jahrtausenden hatte. Es ist das Geheimnis seiner Wirkungsmöglichkeit durch die Zeiten bis auf den heutigen Tag. Wer ihm eine neue Form geben wollte, würde bald merken, daß seine Kraft zu gering ist für ein solches Unterfangen.

Herbst! Der Segen der Ernte knistert unterm Dach. Wie verlorene Goldhaare winden sich die Sonnenstrahlen durch das Grau. Eine Sonne strahlt, die nicht mehr wärmt, sondern nur noch leuchtet. Früh fällt der Nebel ein und der Annaberg verschwindet in stumpfem Schiefergrau. Schmale braune Felder im vergehenden Nachmittagssonnenlicht und Fahnen von Kartoffelfeuern. Kartoffelfeuer! Etwas wie Schwermut liegt in diesem Wort. Langsam und müde wälzt sich der Rauch durch das Land. Der Geruch verbrannten Kartoffelfeuers erfüllt die feuchte Luft. Wie eine oberschlesische Dichtung singt das Blut leise.

Ununterbrochen rinnt der Strom der Unterhaltung bei den hackenden Frauen. Nirgends erzählt es sich besser, nirgends hört es sich besser zu. Hier entwickelt sich die Nachrichtenbörse des Dorfklatsches. Vorsichtig zerfasern die Frauen zunächst den neuesten Tagesbericht. Nun ist die Uhr aufgezogen. Jetzt machen sie „Kalender“. Woher sie das alles haben? Da schwirrt es durch die Gassen, da wurde es am Brunnen erzählt, über Zäune und Hecken wehten einzelne Fesseln zu. Wissenschaft und Weltenweisheit plagt sie nicht, nein, nur die Neugier. Der Faden windet sich von einer zur andern und rollt sich zu einem tüchtigen Knäuel zusammen. Schon am nächsten Morgen haspelt sich das Fädchen – wie das vorübersegelnde Mariengarn – auseinander und flattert durch das ganze Dörfchen. Manchmal fängt es auf diesem kurzen Wege irgendwo Feuer, und das will sich nicht löschen lassen. Ja, Kartoffelklatsch ist altes, oberschlesisches Vermächtnis. Und die Knaben hocken um das Kartoffelfeuer. Mit Gestalten und Ereignissen beleben sie die Vergangenheit, die sie, in Grund und Boden gewachsen, mit der Landschaft verknüpfen. Der Alte Fritz steht jetzt in der Landschaft. Mit Dreimaster und auf seinen Krückstock gestützt, steht er da, gibt

Weisungen, wie man die Kartoffeln am besten bauen kann. Ein Lächeln gleitet über sein Gesicht, das Falten hat wie ein alter Weiberrock.

Es ist Kirmeß in M. Sauber ist's überall vor den Häusern gekehrt. Die Fensterscheiben blitzen und frischgewaschene Gardinen leuchten dahinter. Für diesen Tag setzt jede Bäuerin ihr Ehre darein. Kleine Mädchen in weißen, frischgestärkten Kleidchen, die starr abstehen, gehen stolz im matten Sonnenschein die Dorfstraße entlang und lugen nach einer Lieblingstante aus, die noch kommen soll. Die ganze Sippe ist bereits seit früh da. Durch Berge von Kuchen und Fleisch hat sie sich durchgegessen. Dem Hütejungen schmeckt es ganz besonders, so daß der Bauer meint: „Hannes, dir plagt ja bald der Bauch“, worauf Hannes entgegnet: „Schadet nichts, wenn nur das Hemd noch hält!“

Dort der Knirps auf der Straße dreht stolz 5 Pfennig in der Hand. Dafür wird er dann Karussell fahren und zwar auf dem Pferde. Auf der Britschke, nein, das wäre nicht männlich. Schade, daß von der glitzernden Herrlichkeit noch nichts zu sehen ist! Noch ist die dicke Plaque rings um das Karussell, und der griesgrämige Besitzer sieht nicht eben vertrauenerweckend aus, sonst könnte man einmal darunter kriechen und gucken.

Doch halt! Da geht ja die Musik schon. Dort kommen sie. Juch huch hu! Juch huch hu! schmettern die Kirmeßburschen und lustig schwenken sie die Hüte.

Die Musik rückt im Gasthaus ein. Auf ihrem erhöhten Platz aus leeren Bierfässern nimmt sie Platz. Zuerst ein religiöses Lied, wie sich's gehört, dann eröffnen die Burschen den Tanz. Eine Mutter nach der andern nimmt an der Seite Platz. Zu schön, solches Zusehen! Was für ein hübsches „Grünseidenes“ Woitallas Anna hat! Oder das Gelbseidene von Figuras Agnes! Und dort Koppas Gertrud. Jetzt tanzt sie wirklich schon zum dritten mal mit Klossas Besuch. Die Frauen stecken die Köpfe zusammen und tuscheln: „Na paßt auf, das gibt was!“ Nun spielt die Musik einen Tanz voll lustiger Pöffe. Da wirbeln sie alle; auch die alten Frauen sind voll Lachen und Mutwillen bei dieser närrisch lustigen Melodie. Juch huch hu! Denn also freut sich das Bauernvolk zur gelegenen Zeit.

Die alten Bauern stehen abseits, das Bierglas in der Hand, und mahlen mit der anderen in Gesten. Die Musik spielt im Siedetakt. Ja, das ist ein Festtag in dem abseits der Heeresstraße gelegenen Dorfe. Man entschädigt sich für das ganze Jahr. Nun ist's weit nach Mitternacht.

Plötzlich stockt die Musik. Ein Streit ist zwischen den jungen Burschen im Gange. Da taucht der starke Will auf, eine Hünte von einem Bauern. Fäufste hat er wie kleine Koffer. „Jungs“, spricht er im ruhigen Ton, „ehe Ihr das Fest stört, seht Euch zunächst meine Fäufste an und dann das Loch, das der Zimmermann extra für Euch gemacht hat.“ Die Burschen kennen die Kraft des Will und knurrend gehen sie in die Gassen.

Aber das Fest hat einen Knacks. Tücher werden zusammengesucht. Die meisten Müt-

ter gehen heim. Nun harret auf die Burschen noch die sehr angenehme Aufgabe, das Mädchen heimzubringen.

Winter! Draußen fletscht der Frost seine Zähne, drinnen aber singt der Ofen sein warmes Lied. Um stillen Herd zur Winterszeit. . . Da werden Federn geschliffen. Geschichten der „heiliger Erde“ werden wach. Geschichten werden erzählt, ganz alte, die ihre Jugend bedrängt haben und solche, die in diesen Tagen um sie aufgeflackert sind. Frohsinn und Narretei kommen zu Wort vom Sowizdrzol, unserem Eulenspiegel. Beim Federschleifen am Herd tropft das Erinnern in die Stunde, rauschen ihre Wälder auf, sitzen die Toten mit in der Runde.

Und nun Weihnachten. In unseren weihnachtlichen Bräuchen spielt der Gedanke an die künftige Fruchtbarkeit der Felder eine große Rolle; im tiefsten Grunde gehen diese Bräuche auf Vorstellungen zurück, die mit dem Ackerbau eng verknüpft sind.

Es tritt das Bestreben hervor, Gedeihen und Fruchtbarkeit den Gärten und Äckern, den Bäumen und Haustieren auf jede Weise zu sichern. Es werden noch zauberische Handlungen vorgenommen, die günstigen Einfluß auf die künftige Ernte haben sollen. Das Sätuch, ein Roggenbrot und ein Weizenbrot, die Striezel, liegen auf dem Tisch. Die Striezel, die eine bestimmte Form hat, wird unter alle Mitglieder des Hauses verteilt, damit sie gesund und kräftig im kommenden Jahre bleiben mögen. Ein Stück des Weihnachtsbrotes wird aufbewahrt, um es im Frühjahr in die Aussaat zu verreiben und so dem Acker mitzuteilen. Wie der letzten Garbe, wohnt dem Weihnachtsbrot die Wachstumskraft inne.

Auch der Acker wird gesegnet, indem man Tischabfälle vom Essen des hl. Abends auf ihn streut. Der Fruchtbarkeitszauber wendet sich auch den Obstbäumen zu. Sie werden mit Strohseilen umwunden. Für diesen Zauber wird jenes Stroh genommen, das unter der Tischdecke beim Festessen des hl. Abends ausgebreitet lag.

Ebenso wird dem Vieh vom Weihnachtsbrot gespendet, damit es fruchtbar sei und damit die Kühe viel Milch geben. Überhaupt erhalten die Haustiere am Weihnachtsabend, an dem sie mit den Menschen in eine innige Verbindung treten und sogar die Gabe des Sprechens haben sollen, gute und reichliche Nahrung, auch bekommen sie von allen Gerichten des Essens zu kosten. Der Bauer geht in den Stall und steckt jedem Tiere ein Stück Brot, Apfel und Nuß ins Maul, um sie vor Unglück zu bewahren.

So feiert unser Bauer heute noch seinen heiligen Abend. Diese Weihnachtsbräuche sind urdeutsch, es ist nichts Slawisches darin, wie wir es vielleicht erwarten könnten.

# Die Ausfaat

Aus dem Brauchtum des Ratiborer Kreises

Von Georg Hptel

„Morgen wird gesät“. Wenn der Bauer das sagt, ist es keine gewöhnliche Mitteilung, sondern ein gewichtiges Wort. Es schwingt darin Ergriffenheit vor einer wichtigen Aufgabe, einer Arbeit, die für das Bestehen und Gedeihen des Hofes wesentlich ist; denn vom Felde und seiner Frucht, die aus der Ausfaat entstehen soll, hängt vieles, wenn nicht alles für den Bauern ab. „Morgen wird gesät“. Es wird mit dem Worte dem Bauern und den Seinen tief ihre Verbundenheit mit Grund und Boden erneut klar; aber auch die Abhängigkeit vom Willen Gottes in der Natur, das Wissen von seiner Herrschaft über Wachstum, Wetter und Wind. „Der Bauer pflügt umsonst die Erde, spricht der Herr nicht: Werde!“

Das ist auch dem Bauern meiner Heimat zutiefst bewußt, und darum umstellt er seine Arbeit mit Aufblicken zum Herrn der Welt, darum ist sein Brauchtum, wenigstens der Alten noch, gottbezogen, auch das des Säens.

Feierlich ist schon der erste Teil, die Ausfahrt. Wenn der Wagen bespannt und beladen ist, kommt in Gammaw die Hausfrau mit Weihwasser auf den Hof. Der Bauer nimmt den Hut ab, öffnet den Sack mit dem Saatgut, macht darin eine Vertiefung, bekreuzt es und gießt etwas Weihwasser hinein mit den Worten: „Der liebe Gott segne das!“ Die Frau sagt: „Amen“. Dann gibt er das Weihwasser zurück, geht, immer noch barhäuptig, vor die Pferde, und macht langsam und deutlich vor sie mit der Peitsche drei Kreuzzeichen. Nun fährt der Wagen an, auf das Feld hinaus. In ähnlicher Weise wird das Saatgut auch in Makau, Benkowiz, Studzienna, Leng, Dttiz, Sudoll, teilweise vor dem Verladen auf den Wagen, gesegnet. In letzterem Orte betet der Bauer dabei: „Der Herr Gott soll helfen.“ In Habicht wird nur in den ersten Sack Weihwasser in Kreuzform gegossen.

Von Feierlichkeit erfüllt ist auch die Ausfaat selbst. Bald nach der Ankunft auf dem Felde wird das Sätetuch umgebunden und gefüllt. Das Sätetuch ist meist ein besonderes Tuch aus gebleichter, also weißer, grober Leinwand, vielfach noch aus dem selbstgesponnenen Leinen früherer Tage; denn es vererbt sich in der Familie und wird nur zum Säen gebraucht. Es wird das Jahr über sorgsam aufbewahrt wie ein besonderes Stück und darf auch nicht verliehen werden. In den meisten Dörfern heißt es Ausstreuer, in Kranowiz Beettuch. In andern Orten wird das Sätetuch einfach Sacktuch genannt. Es ist dort grau, von ungebleichter Leinwand, das sogenannte Grastuch. Die genannten Bezeichnungen verteilen sich ganz unregelmäßig über den Kreis. In dem zum Leobschützer Sprachgebiet gehörenden Dorfe Ratsch nennt man das Tuch dialektisch „Groskeg“. Das Grastuch wird zum Säen meist in den Dörfern benutzt, die nur kleine Besitzungen haben, für die sich die Anschaffung eines besonderen Sätetuches nicht lohnt. Als Ersatz der Tücher hat in neuerer Zeit eine Blechmulde, der

Düngerstreuer, Eingang gefunden. Hier und da wird nur die Drillmaschine verwendet. Ehe aber der Bauer mit dem Säen beginnt, ist es im ganzen Gebiet üblich, daß er die Kopfbedeckung abnimmt und sich bekreuzt, an manchen Orten auch, daß er über den Acker ein Kreuzzeichen macht. Überall aber werden die ersten Körner im hohen Bogen in Kreuzform über den Acker geworfen mit den beim Kreuzzeichen üblichen Worten. Daran schließt sich in Zabelkau das „Vater unser“. In anderen Orten ist es nur ein kurzer Aufstuf. So spricht der Bauer in Raderswald: „Gott bescher' es!“; in Schonowitz: „In Gottes Namen fang ich an“; in Kl. Rauden: „Herr, gib uns Deinen Segen“; in Gr. Peterwitz: „Es segne meine Arbeit und die Saat der allmächtige Gott, der Vater, Sohn und Heilige Geist“; in Sudoll: „Der Herr Gott soll helfen“; in Benkowitz: „Herr, gib den Segen, damit das Getreide am besten gedeihen möge!“; in Dollendzin: „Gott, gib, daß das Getreide wachse!“; in Habicht: „Herr Jesus Christus, segne unsere Arbeit und die Saat, die wir heute in die Erde geben!“

Aber auch noch andere Segnungen finden sich da und dort vor Beginn des Säens. So werden in Czernowütz am Rande des Feldes Körner in Kreuzform ausgestreut, in Makau wird der Acker mit Weihwasser besprengt und in Bojanow wird auf dem Beete eine Kreuzform getreten.

Nach diesen Vorbereitungen beginnt das Säen, das schweigend geschehen muß, nicht nur, um, wie z. B. beim Heilen,<sup>1</sup> die Handlung nicht zu stören, sondern weil diese Tätigkeit des Säemanns ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. In gemessenen, gleichmäßigen Schritten geht er über den Acker und streut in rhythmischem Schwunge die Körner aus der vollen Hand über die Schollen, mit Bewegungen und Gebärden, die einer feierlichen Kulthandlung gleichkommen. Ganz hingeeben seinem Tun, schreitet er über das Feld und schaut nicht beiseite. Wer vorübergeht, grüßt ihn fromm: „Gott helfe und lasse gedeihen.“ Und er antwortet: „Gott gebe es!“ ohne stehen zu bleiben und mehr zu sagen.

In Granitz und Plania ist es als Rest eines alten Opferbrauches üblich, daß der Säemann einige Körner in den Mund nimmt, die er nach einiger Zeit auf den Acker wirft. In Studzienna war der Brauch früher auch bekannt. Doch wurde er nur beim Hirsesäen angewendet. Es sollten dadurch die Sperlinge abgehalten werden, von der Frucht zu nehmen.<sup>2</sup> Der Brauch, der in Deutschland weit verbreitet ist, dürfte auch bei uns früher mehr geübt worden sein.

Ist das Feld ausgesät, schließt der Bauer seine Arbeit meist mit einem Kreuzzeichen und Segensspruch, der den oben angegebenen gleicht. In Habicht wird zum Schluß noch einmal ein Kreuzzeichen geworfen, und in den Dörfern Woinowitz, Tworkau und Kreuzenort ein Kreuz mit den Füßen in das Feld getreten. Der etwa noch übrige Rest

<sup>1</sup> E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898. S. 222.

<sup>2</sup> Vgl. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlessien. Leipzig 1902, II, S. 56/57. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. S. 222.

des Saatgutes wird in das Sätetuch gegeben, das aber (Gammal) nicht zugebunden, sondern nur zugekehrt wird, wohl aus dem gleichen Grunde wie anderswo, um den Samen nicht zu binden, d. h. sein Wachstum nicht zu hindern.<sup>3</sup>

Die Säearbeit ist beendet. Langsam fährt der Bauer heim. Er hat den Acker in Gottes Hut gestellt und alles getan, was ihm Glaube und Pflicht geboten hatten. Nun kann er nur warten und hoffen, daß seinem Tun Segen beschieden sei, warten auf den Tag der Ernte, deren Ausfall in des Höchsten Hand liegt.

<sup>3</sup> Vgl. Drechsler, wie oben, S. 57/58.

## Doppelner Erntebräuche

Von Joseph Adametz / Vogtsdorf

Wenn das Korn blüht, soll man aus einer Ahre drei Blüten herausbrechen und diese verschlucken; dann braucht man sich nicht vor dem „Donner“ zu fürchten und darf eine reiche Ernte erwarten.

Wenn sich der Bauer zur ersten Mahd anschickt, schmücken die Mägde seine Sense. Er nimmt ein Fläschchen Weihwasser mit, segnet das Feld und die Sense und verbirgt darauf das Fläschchen. Meistens macht er mit der Sense ein Kreuz über das Getreide und spricht: „Mit Gott!“ oder einen ähnlichen religiösen Spruch.

Es kommt auch vor, daß der Schnitter zuerst einen Kreis um sich haut.

Manchmal macht die Bäuerin aus den ersten Garben eine Puppe und stellt sie in die Mitte des Feldes. Diese Puppe bleibt dort so lange stehen, bis alles Getreide in der Scheune verstaubt ist. Die zuerst abgemähete Garbe wird zuletzt in die Scheuer gebracht.

Hat der Bauer die letzte Ecke des Getreidefeldes abgemäht, so sagt er: „Gott hat geholfen. Ihm sei Dank!“ oder „Jetzt haben wir das, was wir gesucht haben!“ oder „Jetzt wird der Hase weglassen!“

Sind die Puppen aufgerichtet, so wird die letzte besonders groß gemacht. Obenauf stellt man noch zwei Gebund zusammen. Oft befestigt der Landwirt auf der letzten oder auf den drei letzten Garben je ein Kreuz aus Ahren. Das Ahrenkreuz wird auch auf der ersten Puppe angebracht, damit das Getreide recht bald in die Scheune gebracht und nicht durch Regen oder Hagel vernichtet werde.

Viele Bauern schmücken die Mähmaschine nach getaner Arbeit mit ein paar Ahren und Blumen und fahren so stolz nach Hause.

Haben die Schnitter das Mähen beendet, so winden die Mägde einen mit bunten Schleifen gepuzten Ahrenkranz und singen dabei ein religiöses Lied. Der Kranz wird der Herrschaft abends feierlich überreicht, und der Großknecht sagt einen Spruch her:



Lichtbilder Schau, Zamojski

Oberschlesische Bauern beim Schaffen

Feldbestellung, Sandowitz, Kr. Groß Strehlitz  
Maisernte



Stichtbilder © Bauer, Oppeln

Oberschlesische Bauern beim Schaffen

Getreidemäher  
Ruhe auf der Weide

„Nun loben wir den Herrn  
und wünschen ihm,  
sowie wie dieses Jahr Ähren  
sollen übers Jahr Gelege,  
sowie wie übers Jahr Gelege  
sollen übers andre Jahr Garben und Schock  
auf dem Felde stehen“.

Wenn die Leute das Getreide einfahren wollen, so zeichnen sie vor den Pferden mit der Peitsche ein Kreuz und sagen: „Hü, mit Gott!“ Die erste Fuhr bleibt zunächst vor der Scheune stehen. Der Besitzer geht in alle vier Ecken, segnet sie mit der Hand und spricht: „Gott beschütze das Gebäude und alles, was drin geborgen wird, vor Feuer, Gewitter, Einbruch und allem anderen Übel!“ Nicht selten besprengt die Bauersfrau die Scheune mit Weihwasser und spricht: „Das heilige Kreuzzeichen bewahre alles vor Stürmen und Feuer!“ Stellenweise herrscht auch der Brauch, vor dem Abladen der ersten Fuhr im Bansen drei Kreuze aus Garben oder bloß aus Ähren herzurichten. Wie verschiedenartig die Bräuche geübt werden, ist aus der Tatsache ersichtlich, daß manche Wirte die Scheune erst beim Einfahren der letzten Fuhr segnen.

Die letzte Fuhr wird oft mit Grün und bunten Bändern geschmückt. Zuweilen hängt der Bauer zwei kreuzweise übereinander gelegte Garben hinten an den Wagen, um anzudeuten, daß er den Rest der Ernte einfährt. In manchen Familien können die Kinder kaum erwarten, bis die letzte Fuhr aufs Feld fährt. Sie dürfen dann mitfahren. Während die Großen das Zusammengerechte aufladen, haben die Kleinen Ähren und Blumen gesammelt und mit Hilfe der Magd eine Erntekrone gebunden. Diese wird hoch oben auf den Wagen gestellt. Die Kinder setzen sich um sie herum und jubeln den ganzen Weg bis nach Hause. Daheim erhält jeder Arbeiter und jede Arbeiterin ein Glas Wein. Oftmals wird ein Fichtenbäumchen mit Getreideähren und Feldblumen gepuzt und inmitten des Wagens aufgestellt.

Ein ebenso seltener wie dunkler Brauch soll unsern Lesern nicht vorenthalten werden. Wenn das letzte Korn eingefahren ist, stellt man auf die Felder mit Blumen und Ähren geschmückte Frauen aus Stroh. In der Nacht soll nun ein Priester über alle Felder gehen und jeder Frau, die er sieht, den Kopf abschlagen. Wenn man aber der Frau, die Roggenmuhme genannt wird, ein Stückchen Brot oder eine andere Speise in die Hand legt, so kann ihr der Priester nichts antun.

Wenn die Feldfrüchte glücklich eingeerntet worden sind, wird alljährlich im Herbst das Erntefest gefeiert. Dabei geht es stets lustig zu. Jung und alt eilt auf die Straße, wenn der Erntefestzug naht. An der Spitze des Zuges reiten einige Bauernsöhne in alter Bauerntracht. Die Reiter und die Pferde sind mit Kränzen und Blumen geschmückt. Den Reitern folgt ein Kuhgespann, in dem die Musikanten sitzen. Hinter ihnen kommt ein vierspänniger Wagen, auf dem die Erntekrone befestigt ist. Man hat

sie aus Roggen-, Weizen-, Gersten- und Haferhalmen geflochten und mit den schönsten Feld- und Gartenfrüchten, mit Gurken, Zwiebeln, kleinen Kürbissen, Gemüsepflanzen, Äpfeln, Birnen, Trauben und anderen Sachen behangen. Junge Mädchen und Burschen umstehen sie und grüßen freundlich die Zuschauer. Viel Spaß verursacht der von Hunden gezogene Brautwagen. Die Braut wird zumeist von einem Burschen gemiebt. Ein Zigeunerwagen mit den abenteuerlichsten Gestalten darf in diesem Festzuge nicht fehlen. Den Schluß des Zuges bilden festlich gepußte Ackergeräte und verschiedene andere Wagen mit Mähern, Dreschern und sonstigen arbeitenden Gruppen. Schließlich kommt man an das Gasthaus, hängt die Erntekrone an die Decke des Tanzsaales und beschließt den Freudentag mit Gesang und Tanz.

## Der Bauer des Kreises Leobschütz nach seinen Sprichwörtern und Redensarten

Von Hugo Gnielczyk

Es ist das Streben des Dritten Reiches, daß seine Bürger mit Wissen und Willen das Erbe ihrer Väter erkennen, antreten, schätzen und pflegen. Der Bauer ist seit jeher Hüter deutschen Erbguts, deutschen Volkstums. Er ist es und muß es umso mehr sein, wenn er an den Grenzen deutschen Sprach- und Brauchtums, ja deutscher Kultur und Zivilisation überhaupt, lebt.

In solch verantwortlichem Grenzbezirk befinden wir uns. Es ist Pflicht aller Berufenen, die Erkenntnis der bodenständigen Deutschtumswerte zu wecken, damit sie nicht sterben, wie schon vieles Wertvolle dahinsank. Bewußte, frisch pulsierende deutsche Kultur ist ein Wall gegen alles Fremdländische.

Zu dem, was Jahrhunderte alt und im Bauern heute noch lebendig ist, gehören seine Sprichwörter und Redensarten. Uralte gemeinverständliche Bauernweisheit, hineingegossen in schlichte konkrete, bilderreiche Volkssprechform, hat sich von Ahnen auf Kindeskinde als kostbare Perlen oder als Spiegelscherben, die das eigene Bild schelmisch-witzig widerglitzern und dabei ein wenig schneiden, vererbt.

Die Sprüche begleiten das Bauernkind vom ersten Verstehen an. Sie knien an des Bauern Sterbebett bis zum letzten Leuchten der brechenden Augen. Sie sind geistiger und sittlicher Teil des Bauern-Jchs. Sie sind sein Spiegel. Sie sind sein Gewissen. Mahnen und Lehren, Lachen und Spotten klingen wie altes wertbeständiges Gold durch die Zeiten und bleiben in Umlauf, solange deutsche Art in unserem Lande besteht.

Spruchwörter und Redensarten stehen, aus dem Volk geboren, mitten in ihm und ragen doch Haupteslänge als wahre Volksführer aus ihm hervor. Wer die Bauern in einigem ihrer Art kennen lernen will, soll diese seelen- und erdgebundenen Volksführer zu sich sprechen lassen. In diesen Ausführungen sind die Sprichwörter besonders berücksichtigt

worden, die zum Aufbau des Staates im Bauern lebendige Quellen für die Volksgemeinschaft sind.

Wesentlich bei der Formgestaltung der Redensarten ist, daß sich nicht ein einzelner, sondern eine Sippe, eine Ortsgemeinde, ein Volksstamm, also eine Gemeinschaft daran beteiligte. Wesentlicher aber erscheint, daß eine Gemeinschaft aus immer wiederkehrenden Erfahrungen die Lehre zog und den Inhalt dieser Abstraktion in einen gemeinverständlichen beispielhaften Spruch prägte, der allgemein anerkannt und gebraucht wird.

Wenn ein einzelner einen Spruch anwendet, will er seine Rede bekräftigen, sie glaubhafter machen, indem er seine Väter und Vorfäter zu Zeugen anruft. Er stützt sich also auf die Autorität einer geschlechteralten Volkserfahrung. Er bekundet aber auch dadurch die Verbundenheit seines Pulschlagendes mit dem der Vorfahren. Er bekennt, daß er Blut von ihrem Blute, Geist von ihrem Geiste, Gemüt von ihrem Gemüte, kurz, daß er Erbe seiner Väter ist.

Indem er sich zur Volksweisheit der Jahrhunderte bekennt, stellt er sich in seinem Urteil als Einzelwesen nicht heraus, sondern er steigt in die völkische Gemeinschaft hinein, ist lebendiger Mund verstummter Väter. Die Gemeinschaft bedeutet dem Bauern viel, bedeutete ihm früher bei seinem Denken und Tun noch viel mehr.

Das Sprichwörtliche steht, da es aus dem Wesen der Vorfahren feimt, auf dem Boden der Rasse. Selbst das Christentum kann oft Fehler der Volksethik, die der Rasse verhaftet ist, nicht beseitigen.

Endlich will man sich mit der Anwendung von Althergebrachtem große Erklärungen und Ausführungen ersparen. Dem klaren und bewährten Urteil von Jahrhunderten setzt niemand Widerspruch entgegen. Es ist ähnlich wie bei Gericht, wenn die Gesetzesparagrafen angezogen werden. Und hier spricht das Volksgesetz.

Es ist selbstverständlich, daß durch den Wechsel der Lebensformen bedingt, viele sprichwörtliche Redensarten ihren Sinn verloren haben, oder daß sie ganz vergessen wurden. Wenn wir den Gesichtskreis der häuerlichen Redensarten betrachten, müssen wir sagen, daß er sehr klein ist. Dinge, die außerhalb seiner eigenen Welt, die ihm groß genug ist, liegen, kümmern ihn wenig.

Der Sinn der Sprüche beruht deshalb weniger auf Spekulation als auf scharfer Beobachtung und oft bestätigter Erfahrung in allernächster Umgebung. Damit sind ihnen auch die Grenzen gezogen.

Die meisten Redensarten beziehen sich auf Gott und Glaube, den Menschen an und für sich und in seinem gesamten Verkehr, Scholle und Vaterland, Wirtschaft und Natur.

I. Gott und Glaube sind dem hiesigen Bauern Grundlage seiner Lebensweisheit. Mit Gott fängt er den Morgen und jede Arbeit an. Gottes Segen geht ihm über alles. Auf ihn setzt er in allen Lebenslagen sein Vertrauen. Seinen Glauben liebt und schätzt er. Er ist sich voll bewußt, wie sehr er von Gott abhängig ist. Die Betrachtung

der Zusammenhänge von Gott, Mensch und Natur verinnerlichen den Bauern, zeigen an ihm einen Zug seiner Seele ins Unendliche, der sich am besten im Unglück offenbart. Diese Gläubigkeit ist gewiß dem Einfluß der im Kreise Leobschütz vorherrschend gewesenen geistlichen Orden, so den Johannitern, dem Deutschen Ritterorden, den Zisterziensern, den Franziskanern u. a. zuzuschreiben. Die Kirche war ja die Gehilfin des Bauern in der Robotzeit und hat sein Los in vielem gemildert. Geringe Äußerungen sind materialistischer Natur.

U lát Goot a guda Muen sein.

Dr aale Goot labt noch.

Ei Goots Noma! (In Gottes Namen. Beim Herausgehn).

Gett Gott a Hasla, gett er aa a Grasla.

Gelobt sei 's Christ! (Jesus Christus) – In Ewigkeit!

Goot ho a selich! – Goot looß a selich ruhn!

Goot verleih Glicke! (Wenn man in den Stall eintritt).

Goot verleih Glicke zu a'm rechta grußa Sticke!

Goot gitt dr de Ruh und aa a Strick derzu.

Goot, du lieber Herr! (Zu ergänzen: segne es! Nämlich das Gedeihen. Wird bei Beginn einer Arbeit gesprochen).

Goot helw aich! – Gott segne das Gedeihen! (Die Vorbeigehenden den auf dem Felde Arbeitenden. Letzteres besonders beim Rübenlegen).

Gott dank Eich! – Gott bezahl's! – Gott gebe es! (Als Antwort).

Gott sei's gedankt! (Bei letzter Garbe).

Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein.

Griß Goot! – Griß dich Goot!

Helf Goot zu fufzahondert Talern! (Beim Niesen).

Kendr ond Betrunkene huen a guda Schutzengel.

Sain's Goot! (Segne es Gott!) – Gott segn's! – Sain Gott 's Mittichassa!

Segn's Gott! – Kommt, eßt mit!

Sonnticharbeit brengt ka Sägn.

Sonnticharbeit brengt nischt ei.

So wahr Gott eim Himmel lebt. . . .

Triest dich Gott! (Beim Niesen oder Schlucken).

Unser Herrgott tröst euch in eurer Traurigkeit! (Zu den trauernden Hinterbliebenen).

Wenn Goot wiel, ond ech hoas Laba . . . .

Wie man ausfährt, weiß man; wie man heimkommt nie. (Deshalb macht der Bauer bei der Ausfahrt mit der Peitsche vor dem Pferde ein Kreuz).

Wir haben unsre Arbeit gemacht, jetzt kann's der liebe Gott wachsen lassen.

Wo Meß es, Chrest es.

Zahl's Goot! – Gott bezahl's! (Als Dankagung).

II. Wie der Glaube, so die Sitte, so das Recht, so die Einschätzung des eigenen Ichs

und des Nächsten. Viele Redensarten sind der Sitten- und der Rechtspiegel des Bauern. Er selbst kritisiert sich ehrlich und schont sich nicht. Und das ist das Heroische des nordischen Menschen. Er ringt als sein eigener Prediger um sein Ich, um seinen Stand. Erkenntnis und Wissen der körperlichen und geistig-seelischen Erbmasse ist vorhanden. Kinderreichtum weiß er als Segen zu schätzen. Im Verkehr mit Familie, Nachbarschaft, Verwandtschaft und Dorfgemeinde zeigt sich noch mehr sein kritischer Geist, der Wunden äßt, um sie zu heilen, der in lachenden, spöttischen, witzigen, beißenden, derben Worten in seiner drastisch-treffenden Mundart besser als die hochdeutsche Sprache äußere und innere Eigenschaften des Nächsten und seine Taten kennzeichnet. Alle Untugenden werden durchgehechelt, das Gute aber anerkannt. Das Urteil ist knapp, gesund und ungeschminkt. Der Bauer nimmt sich kein Blatt vor den Mund. Diplomatische Kniffe sind ihm unbekannt. Freudig begrüßen wir den aus allem sprechenden Geist engster Dorfgemeinschaft, wie er von Geschlecht zu Geschlecht gepflegt wird. So sind die ernst-lachenden Volksprüche zugleich Ränder dimarisch-nordischen Blutes. Hierzu einige Spruchproben.

Sprüche, die sich auf Gott und den Nächsten beziehen, siehe bei I.

Gu'n Morga, Sag, Mittich, Dwed, Nacht! — Auf's Wiedersehn.

Ich wensch Dich a glectliches Neijohr, Fried ond Anichkat, Fresch ond Gesondhat, a langes Lawe ond doas neigeborne Chrestkend!

Ich bin Herr eim Haus. (Sagt der Mann). Dnd iech bin 's Kappla droff. (Sagt die Frau).

Ma hoot 's nie gutt, ma labt nie schlecht; ond wenn ma stirbt, ies a nie recht.

Wenns gutt schmeckt, da streicht ma sich a Bauch.

Kraut fellt de Haut.

Woasch mr a Pelz, ond mach mech nie noaß!

Dos sprichst du ond mei Weib.

Wenn assa, do assa; wenn arbeita, do verstedka.

Gutt geläbt ond gutt gestorbn, hoot a Himmel schon erworbn.

Wis man 's treibt, so gieht 's.

Dr Dappl fällt nie weit vom Stamme.

Dart lett nie vo Dart.

Wie de Alden, so de Jongen.

Beim Haifla schmeckts om besta.

Kendr ond Norrn reda de Woohrheet.

Dr Verstand kemmt nie vr a Johrn.

Wo du nie best, Herr Drganest, doo schweign oalle Zeene.

Dr Hoasr sticht 'n.

Ebermutt tutt seltn gutt.

War nie oarbeitn viel, soll a nie assn.

Wie zr Darbeit, so zem Assa.

Galber assa macht soat.  
 Galzu Bruet macht Wangn ruet.  
 Quorck macht stark.  
 Quorck allene macht miede Beene. (Wenn man keine Butter dazu erhält).  
 Ur zieht schon de Saiten off. (Beginnt zu weinen).  
 Ur macht a Gesechte, oals hettn 'm de Hinner 's Bruet weggestassa.  
 Ur freet sich wie a Hetsch! oder: . . . Itsch.  
 Dr Hoals wed immer ehndr duel oals de Ugn.  
 Wenn de Roage soat es, doo schmeckt de Maus pettr.  
 s' Ussa gedeiht 'm nie.  
 Kirmes un Ken Kucha, ies doas nich zum Flucha.  
 Luder bleibt Luder. (Er kann essen, soviel er will, er bleibt mager).  
 War 's Glick hoot, fiehrt de Braut aheem.  
 Heiraten ist kein Pferdekauf, Blinder, mach die Augen auf!  
 Wer Myrte baut, wird niemals Braut.  
 Och, du mei Goot, war a Weib hoot; war da keis hoot, is a Unflot.  
 Weiberstarba is kü Muan vertarba. Hoot ma aa awing Not ond Mäh, kriggt man  
 drfir veel Bett ond Kieh.  
 Wenn unser Herrgoot wiel a 'w Narr huen, doo lett a a alden Muen 's Weib sterwa.  
 Ur ies Kien, ond sie, de ies dreisteklich.  
 As zieht hie, doas andre hott.  
 Die hat 's versehen. — Die is reigefolla. (Wenn ein Mädchen ihren Kranz ver-  
 loren hat).  
 Spaß muß sein beim Begräbnis, sonst geht niemand mit.  
 Nupperchoft ond Gebotterschoft gehn fir de Freindschaft. (Freundschaft = Ver-  
 wandtschaft).  
 Gebatterschaft gieht iber olle Freindschaft.  
 Dicke Lunke Kocht leicht über.  
 Hochzeit gehn nnd Pate stehn, greift in den Geldsack.  
 Pate stehn armt nicht.  
 So oft jemand Pate steht, soviel Stufen kommt er dem Himmel näher.  
 U Heidla huen bir nausgeträän, a Chrestla bring bir weddr. (So sagen die Paten,  
 wenn sie das Kind von der Taufe bringen).  
 Friedland ies an schenes Land.  
 Met was ma imgieht, doas hengt em oan.  
 Besser allein, wie ei bieser Gemein.  
 Dar dreistekliche Kalle! Der lange Labander! Doas lange Laster! De lange Latte!  
 U Kalle wie a Bann!  
 Doas Madla, doas de feist, die Henne, die de krecht, dan fahlt da Kragen remgedreht.  
 Gene Krohe hackt dr andan nech de Doga aus.

En Hond beißt da andan ned.  
 U hoot oalle Zahne groade sein loon.  
 U hoot 'n ibern Leffel hollbiert.  
 U liegt doas Bloe vom Himmel ronder.  
 U liegt, doas sich die Boalka biega.  
 U liegt wie gdrockt.  
 U liegt, doas a schwarz wed.  
 Dar es frech wie Oskar.  
 Dar macht escht 's Kraut fett.  
 Dar hoot 'n Splien.  
 Dar muß eis Gras beissa.  
 Dar koan mehr als Bruat assa.  
 Der ändert sich wie 's Water.  
 Kömm har, ech war dech ofklauba.  
 Wart noch a besla, ech war dr ofhelfa.  
 Wo dam mäg ka Hond a Stiikla Bruat.

Dies nur eine Auslese aus Sprüchen obiger Art. Sie sind wie Mosaiksteine, durch deren Zusammensetzung man den Charakter des Bauern in seiner Güte und in seinen Schwächen kennenlernt.

III. Freude an und Stolz auf Scholle, Eigenbesitz und Heimat finden, wahrscheinlich erst aus der Zeit nach der Robot stammend, einigen Ausdruck. Aussprüche über das Vaterland fehlen. Und dies ist aus der früheren Stellung des Bauern zum Vaterland erklärlich. Der Staat kümmerte sich nicht um den Bauern. Er war dem Gutsherrn mit allen Rechten überlassen. Des Bauern Staat war des Gutsherrn Acker, auf dem er mit Fluchen und Verwünschungen in ärmlichsten Lebensverhältnissen schufterte. Aus dieser Gesinnung heraus erklären sich die Sprüche über die Herren, die Großen. Die Urteile betonen, daß der Herr alles Recht habe, der Bauer recht- und machtlos sei. Der Bauer, der den Brodem der Scholle, den Ruch der Felder Tag für Tag auf eigenfremdem Besitz einsog, schaute nicht lachenfroh empor. Seine trotzigen Gedanken krochen in elendem Grouwesen dahin. Aber seine Freiheit vergaß er nie. Sie glommt in ihm wie ein heiliges Feuer.

Endlich erhält er die freie Scholle. Und da umfaßt er sie mit seiner ganzen Liebe. Als die Separation im Kreise Leobschütz durchgeführt wurde, rotteten sich die Bauern zusammen, um sie zu verhindern. Sie wollten ihren Acker, und wenn er auch noch so steinig oder extragarm war, behalten. Der Sinn einiger Sprüche ist so, als ob der Bauer erst in der Fremde die Heimat schätzen gelernt hätte.

Der Bauer wurde sich auch der Wichtigkeit seines Standes für die Volksgemeinschaft wieder bewußt. Und dieses Bewußtsein der Kraft aus Scholle und Heimat zu fördern, ist zur Überwindung des Eigennuzes und der Klassenschichtung notwendig. Der Pflug, dessen silberne Stirn tief in die eigene Scholle gesenkt ist, bleibt die beste Waffe gegen

Bolschewismus und Vaterlandsverrat.

Blei in Lande on nähr dich redlich.

Drhaine is doch om 'schinnsta.

's is iberall schien, drhaine is om schinnsta.

Drhaine schmeckt 's om besta.

De wan escht sahn, wenn sie wan de Fisse ondr ander Leits Tesche stecka.

Eigner Herd is Goldes wert.

Dut mecht ich ni tuet, vielwingt labendich sein.

Keine zahñ Farde bringa mich dorthin.

Ohne Heimat und Herd ist das Leben nichts wert.

War hält, dar hoot.

Ar is vo do, wo de Figa sich gude Nacht sogn.

Eine kleine Furche bringt auch ein großes Stück Brot.

Das Mehl aus der Mühle und das Brot warm, macht den Bauern arm.

Er tut ibern Schweinstrog stolpern. (Sprich hochdeutsch und verfällt in Mundart).

Was ist 'n das für ein Gegrigel-Gegrigel? (So redet einer, als ob er die Mutter-Mundart vergessen hätte und deutet fragend auf einen Rechen. Er tritt versehentlich auf dessen Zähne und erhält einen Schlag ins Gesicht. Da fällt ihm die Mundart gleich ein):

Du verpuchter Recha!

Sitzt du gut, so sitze feste; alter Sitz, der ist der beste.

Alte Grenzsteine soll man nicht verrücken.

Wer viel rückt, wächst nicht an.

Das Haus ist mein und doch nicht mein; der vor mir war, sprach auch, 's wär sein.

Er zog aus und ich zog ein; nach meinem Tode wird 's auch so sein.

Mit grueßa Herrn is ni gutt Kirscha assa.

Do hoot dr Kaiser sei Recht verlorn.

Gestrenge Herren regieren nicht lange.

Große Hunde fressen einander nicht.

Herrngunst und Aprilwetter vergehn geschwinde.

Was negt de Buest, wenn de Macht fehlt.

A echter Pauer kennt seine Art.

Hoot dr Pauer Geld, hott 's de ganze Welt.

Wenn dr Pauer nischt hoot, do huen de andan schunt lange nischt.

A Pauer lernt ni aus, on wenn a alt wed wie a Haus.

Was a Pauer is vo rechter Art, dar träet a Pelz bis Himmelfahrt.

IV. Wertschätzung einer geordneten Wirtschaft, Verachtung des Bauern, der seine Scholle vernachlässigt oder vertrinkt, erhalten in einigen Sprüchen treffenden Ausdruck. Aus anderen Redensarten aber ist der materialistische Geist sichtbar. Es ist ja leider nicht nur bei vielen Bauern so, daß nur der Mensch in Ansehen steht, der Reichtum

und Befiß hat. Wir finden häufig im Dorfe, daß die Wertschätzung des Nächsten erst beim dritten Pferde, bei der zehnten Kuh oder beim sechzigsten Morgen Acker beginnt. Die Betonung des Standesunterschieds von Bauer, Gärtner, Häusler ist in manchen Dörfern sehr ausgeprägt. Standesdünkel reitet besonders Frauen und Mädchen. Er erscheint schier als unüberbrückbar. Der neue ideelle Geist des Staates wird auf diese nach äußerlichen materiellen Gesichtspunkten künstlich hergestellte, aber tiefinnerlich wirkende Zerreißung der Dorfgemeinschaft sein besonderes Augenmerk richten und, wie in der Stadt, so auch hier, die hohlen Fassaden herunterreißen.

Wie dr Herr, so 's Gescherr.

Wie der Herr, so dr Knecht.

U jät oalls durch de Gurgel.

Bei dam gieht oalls drch de Grgel.

Ur feißt aus 'm leßta Loche.

Ur gieht Klenska poga.

Do ies Matthe om leßta.

Do mechtu Staane Gold sein.

Dr Blooe gieht schon ein ond aus.

Dam läßt 's Wasser ei de Kahle.

Das Maul is a kliewes Looch, verzehrt Haus und Hof.

Besser hongrig schlossa giehn, oalls met Scholda offstiehn.

De Scholdn sein koa Hoasn.

Wenn dr faule K. ni muus, do rihrt a wedr Hand noch Fuß.

Zwischen Aßtern ond Fingsta huen de Pauern om wingsta.

Wie zr Arbeit, so zem Aßsa.

Dar macht oalls met 'm Maule.

Dar ies faul wie Nest.

Brinkalan macha a Bruet.

Daller Anfang ies schwer.

U hott Geld wie Nest, oabr enn steifn Dauma.

Woas man dan Darma zur Türe nausgett, kemmt zem Fenster weddr nei.

Wenn doas Wertla Wenn nie wär, hätt mancher Pauern a Schemmela mehr.

Wo Tauba sein, fliega Tauba zu.

War gutt schmärt, dar gutt fährt.

Guttschmäck macht Bettelsäck

Gist mer nischte ei 's Teppla, ga ech dr nischte ei 's Kreppla.

Ur hot oalls, woas off dr Welt zu erdenka ies.

Wo nischte werd nischte.

Ur hoots ja drzune.

Ur hoot seine Schäßla eim Treiga.

Reichtum moacht nie glücklich.

Al macht olls zu Gelde.

Ur hoot Homf.

Ei Geldsachn hert de Freindschaft off.

Ferr Geld is oalls zu hoan.

Geld, Geld schreit de ganze Welt.

Al setzt eim Gelde bis ibr de Uhrn.

Al wihlt eim Gelde.

Sepp, warum läßt du dir ein'n Schnauzer wachsen? – Damit ich die Not nicht rieche.

Sepp, warum hast du jetzt einen Hund? – Damit er mir die Not wegfrisst.

V. Mit der Natur, die ihm sein Brot schenkt, ist das Bangen und Hoffen des Bauern in hunderten seiner Wetterregeln eng verbunden. Hier zeigt er sich als guter Beobachter der Vorgänge in Witterung, Jahreszeit, Pflanzen- und Tierwelt, deren wiederkehrende Äußerungen er mit seinem kirchlichen Denken verband und die er häufig dem Einflusse zeitensprechender Heiliger zuschrieb. Dem zweckverbundenen Denken an Sonne, Wolken, und Wetter ist ursprünglich ein Erheben der Gedanken zu Gott, dem Herrn, zugrunde gelegt, das heute häufig als verwischt erscheint. Man bleibt oft im: Was bringt mir das? stecken.

Es ist wahr, daß wie ein neuer Bürger, ein neuer Bauer im neuen Reich erstehen muß. Es ist schwer, sich ans den menschenalterlangen liberalistischen und materialistischen Gedankengängen zu befreien; aber es muß geschehen, wenn Deutschland ein mit Ewigkeitswerten erfüllter Organismus sein will.

Januar muuß vor Kälde knacka, wenn de Ernt sool gut sacka.

Es em Dreikönig hell ond kloar, getts viel Wein ei diesem Joahr.

Es dr Februar kalt ond treich, hoot ma eim Herbst 's Korn ganz leicht.

Märzastab 's Goldes wart.

Es em Josef hell ond kloar, folcht emmir a gudes Joahr.

Zu Maria Gefieder kommen die Schwalben wieder.

Es dr April schen ond rein, werd dr Mai umso weldr sein.

April naß und kalt, wächst das Korn wie ein Wald.

Mairain of de Coota, raint es Dufoata.

Wenn Juni viel Spektakel macht, do getts a Korn ei großer Pracht.

Petr ond Przl bricht 'm Korn de Wrzl.

Septemberrajn es em Pauer gelaja.

Matthä, Pauer, schirr dich und sä!

Hedewige schmeißt Zockr ei de RIBE.

Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martini einen Sommer.

Wenn zu Martini de Gons om Eis stieht, 's Chrestkendela eim Drecke gieht.

Hengt zu Weihnachten Eis om de Weida, do kuen ma zu Ostern de Polma schneida.

Je tiefer der Schnee, je höher der Klee.

Poesie des naturverbundenen Menschen zeigen die Verse, die den Vogelstimmen unter-

gelegt werden. Hier sehen wir den Bauern in tiefinnerlichem Lauschen am Rande seines Feldes, seines Waldes, seines Gartens stehn. Sein schweigsamer Mund wird beredt.

Die Drossel ruft: Wenn br wan, wenn br wan of Jägerndorf gin, gin, gin, do wan mir neie Schuh aozihn, zihn, zihn, Schuh aozihn.

Finkenmännchen: Schischichi, scham dich, du koanst ni amoal buchstabi-iern! Dder: Komm, komm, wir wan of Gottschdorf ziehn!

Der Fliegenschnapper: Pauerla, fohr tschichi, tschichi, tschichi, hott, hott, hott, hott!

Die Goldammer: Cexla, Cexla, Gries! Im Herbst: Pauer, miet mich; Pauer miet mich! – Im Frühling: Pauer, ich scheiß auf dich!

Die Meise: Do mei lieber Kippabär, Kippabär, wenn doch immer Kirmest wär!

Das Rotschwänzchen: Pauer säst Hoabr? Pauer säst Hoabr?

Der Sperling: Siehst Geff, Geff, Geff, Geff!

Die Wachtel: Puit gurte wuit, Frau'r a Bauch!

Sprichwörter und Redensarten zeichnen als sinnreiche, lebendige Denkmäler gedanklicher, phantasievoller und sprachlicher Produktivität vergangener Geschlechter bald holzschnittartig derb, bald in feinen Strichen viele Seiten des Bauerncharakters. Wollte die Volkskunde diese Volksäußerungen nicht berücksichtigen, sie würde den Charakter des Bauern nicht vollständig zeichnen.

Es sind bei obigen Ausführungen nicht alle Sprüche berücksichtigt worden, nur die, welche hauptsächlich Wesenszüge des Bauern in seinem Verhältnis zu Gott, Mensch, Scholle Heimat, Arbeit, Tier und Natur zeigen. Möge dieser wichtigste Stand des Staates seine rechte Einstellung zur Umwelt behalten oder, wo verloren, wiederfinden, damit der deutsche Osten an ihm wieder gesunde.

Benutzte Quellen: Spruch-Sammlungen von Schimke, Effner, Mucha, Purschke und eigene.

## Bauernarbeit

Das ist das Heilige und das Gegensevolle  
der Bauernarbeit, die von einst her schafft für sich;  
ich sauge freudig Kraft aus eigener Scholle  
und herbes Wesen Tag für Tag in mich.

Ich bin lebendiger Mund verstummter Väter;  
die tote Faust der Ahnen öffnet sich durch mich,  
und stehn im Himmel sie als fromme Beten,  
trägt meine Tat dies Beten fruchtbarvoll in sich.

Hugo Gnielczyk

## Einige oberschlesische bäuerliche Haubentypen

Von Klara Szewczyk

Als Kopfbedeckung diente der bäuerlichen Frau ursprünglich das Tuch und die Haube nebeneinander; während das Tuch am Werktag Benutzung fand, wurde die Haube hauptsächlich zu festlichen Gelegenheiten wie Fronleichnam, Wallfahrten, Hochzeiten, Taufe und großen kirchlichen Feiertagen aufgesetzt. Diesem Zwecke entsprechend wurde auf ihre Ausstattung großer Wert gelegt, wovon die Verwendung kostbarer Stoffe (Seide, Brokat), reicher Gold- und Silberstickereien und echter Spitzen, Zeugnis ablegt. Damit wurde sie auch zugleich das äußere Zeichen von Wohlhabenheit.

Oberschlesien ist eines der Gebiete in Deutschland, in denen die Haubentracht besondere Pflege bis in die Jetztzeit gefunden hat. Hinsichtlich der geographischen Verbreitung kann man vorläufig innerhalb der Provinz noch drei lebendige Trachtenräume unterscheiden. Die schlesische Haube hat sich im Leobschütz-Neisser Gebiet erhalten und drang bis nach Ratibor vor. Im östlichen Obergebiet treffen wir noch zwei weitere, aber nicht zusammenhängende Bezirke an: Der Raum zwischen Beuthen und Rattowitz (Kosberger Typ) und zwischen Pleß und Bielitz (Pleßer Typ).

Von denen in der volkskundlichen Abteilung des Oberschlesischen Landesmuseums zu Beuthen befindlichen Hauben mögen nachfolgend einige Typen besprochen werden. Eine der schönsten und gefälligsten Hauben tragen die Kosberger Bäuerinnen bei Beuthen. Interessant ist die Haube nicht nur durch den eigenartigen Schnitt und die Anordnung der breiten Spitze, sondern auch dadurch, daß sie sich reinweiß erhalten hat. Die schöne, charakteristische Haube, die neu, ungestärkt und ungeplättet sein muß, wird der jungen Frau an ihrem Hochzeitstage nachts 12 Uhr aufgesetzt und ihr mit dieser Handlung die Würde der verheirateten Frau verliehen. (Einhaubung).

Die Haube besteht aus weißem, ungerauhtem Piquéstoff und ist mit einer etwa 15 cm breiten Leinenspitze umrandet. Der Vorderteil der Haube ist zweiteilig, während der Haubenboden aus einem Teil besteht. Dieser Haubenboden ist am hinteren unteren Rand mit einem Durchzug versehen, der so breit ist, daß ein 3–4 cm breites und 2 cm langes durchbrochenes Leinenband geleitet werden kann. Mit Hilfe dieses Bandes wird der Haubenboden gefältelt. Das steif gestärkte Band wird zu einer etwa 3 cm breiten Schleife gebunden, die Bandenden fallen über den Rücken hinab. Das fahle Weiß der Haube wird durch breite, bunte Bänder belebt, die je nach Wohlhabenheit der Haubenbesitzerin hand-, maschinestickt oder bedruckt sein können. Auf zartfarbenem Grund heben sich bei den 12–15 cm breiten Seidenbändern die in lebhaftesten Farben gehaltenen, gestickten (Nadelmalerei), zu Ranken oder zu Sträußen geordneten Blumen wirkungsvoll ab. Die bei den gestickten (nicht jedoch bei den gedruckten) Bändern in der Blumenmitte als Staubgefäße angebrachten Glassteinchen oder Perlen lassen die Bänder schwer und reich erscheinen. Entsprechend der Ausführung sind auch die Preise der Bänder verschieden. Das Meter kostet von den handgestickten

20.— RM. und darüber, von den maschinengestickten 4.— RM. bis 4.50 RM. und von den bedruckten 2.— RM. bis 2.50 RM. Letztere werden besonders von Wenigerbemittelten getragen.

Die Bänder werden an der äußersten Haubenecke (Ohrzipfel) mit einer Stecknadel angebracht; dicht unter dem Rinn oder etwas weiter darunter, damit der mit einer Korallenkette geschmückte Hals zum Vorschein kommt, sind sie zusammengehalten, jedoch so, daß sie nicht gefaltet sind, sondern in ihrer ganzen Schönheit breit bis auf die seidene Schürze herabfallen. Bei besonderen feierlichen Angelegenheiten wird ein zweites Seidenband in gleicher Farbe im Nacken am untern Haubenboden angebracht, das zu einer  $\frac{1}{2}$  m breiten Schleife (Nackenschleife) gebunden ist. Die Bandenden fallen 1— $1\frac{1}{4}$  m über den Rücken herab. Diese Bandordnung wird aber nur dann angelegt, wenn das drei- oder sechsfach zusammengefaltete, über die Schultern gelegte Umschlag- tuch getragen wird.

Besonders kostbar wird die Haube durch die 15—20 cm breite Leinenspitze, die, ebenfalls wieder dem Reichtum der Trägerin entsprechend, hand- oder maschinengeklöppelt ist. Die handgeklöppelte Spitze wird im sächsischen Erzgebirge hergestellt und von dem Orte Klingenberg aus in den Handel gebracht. Zur Herstellung wird Leinengarn Nr. 1000 verwendet, und um die Muster plastischer hervortreten zu lassen, wird zur Umrandung des Musters Leinengarn Nr. 400 oder 500 gebraucht. Bevorzugt wird ein duftiges, luftiges Muster, das keinem fremden Einfluß unterworfen ist. Frei und unabhängig gestalten die Frauen des Erzgebirges die duftigen Spitzengebilde. Einige besonders schöne Muster erfreuten sich großer Beliebtheit und mußten immer wieder hergestellt werden. Die Haubenträgerin in Oberschlesien hat für die verschiedenen Muster eigene Bezeichnungen, sie spricht von der Spitze mit den Birnen, „dem Mark“ und dem Körbchen- muster. Obwohl gesteift, fällt die Spitze doch leicht und weich geschwungen über die Stirn und umrahmt, an den Seiten aufrecht stehend, gefällig das Gesicht. Zu der Haube wird  $1\frac{1}{4}$  cm Spitze benötigt, der Preis hierfür schwankt zwischen 15.— bis 40.— RM.

Das Reinigen der Hauben ist keine leichte Arbeit, und es bedarf großer Übung und Geduld, um sie ordnungsgemäß durchzuführen. Nimmt doch das Plätten einer solchen Haube weit über eine Stunde Zeit in Anspruch, sobald die Plätterin in dieser Arbeit geübt ist. Nicht alle Frauen, die Hauben tragen, befassen sich mit dem Reinigen und Plätten ihrer Kopfbedeckung; sie übergeben sie zu diesem Zweck einer geübten Haubenplätterin.

Nachdem die Haube gewaschen und getrocknet ist, wird sie in dicke Weizenstärke getaucht, tüchtig durchgerieben und geklopft und dann noch feucht gebügelt. Der Haubenboden wird, sobald die Haube trocken gebügelt ist, durch leichtes Anziehen des Leinenbandes gefältelt; die dabei entstehenden Fältchen werden mit einem Hornstäbchen scharf nach oben gestrichen. Wieder und wieder streicht das heiße Eisen über die in der Hand gehaltene, jetzt sehr steife Haube, um den Glanz auf dem Stoff zu erhöhen. Nach

einer Stunde rastloser Tätigkeit ist die Haube fertig gebügelt und harret ihrer Bestimmung.

Zu festlichen Gelegenheiten, am Sonntag zum Kirchgang, zur Hochzeit und zur Taufe trägt die Frau der Plesser Gegend ein weiches Tuch, das kappenartig gebunden wird und dadurch typologisch interessant ist, da es in dieser erstarrten Form den Übergang von dem Tuch zur Haube bildet.

Das Tuch, das sehr steif gestärkt sein muß, mißt 60 cm im Quadrat, ist aus Leinen und mit Lochstickerei versehen. Die Stickerei wird von den Frauen selbst angefertigt, doch gibt es hier, wie überall, Stickerinnen, die auf Bestellung arbeiten. Die Lochstickerei ist als Einsatz über eine Ecke nach zwei Seiten hin verlaufend, eingearbeitet. Den Abschluß des Tuches bildet eine Stickereispitze, die parallel mit dem Einsatz an zwei Seiten entlang läuft, jedoch greift sie nach der 3. und 4. Seite bis zu einem Drittel über, so daß mit der Spitze 3 Ecken geschmückt sind. Der schmucklose Teil des Tuches wird nach innen geschlagen, wodurch ein dreizipfeliges Tuch entsteht, das auf dem Kopf der Trägerin zu einer Kappe kunstgerecht gebunden wird. Zwei Enden werden im Nacken zu einem festen, flachen Knoten geschürzt, die kurzen Zipfel stehen leicht ab. Unter dem Knoten wird ein ca 3 cm breites zu einer kurzen Schleife gebundenes grünes Seidenband befestigt, dessen Enden über den Rücken fallen. Unter dem haubenartig gebundenen Tuch wird von der Frau das sogenannte „Frauenhäubchen“ getragen. Es ist ein weißes gehäkeltes Netz, das dazu dient, die Haare zusammenzuhalten, aber auch, um der Haube einen gewissen Halt zu geben. Das Häubchen hat des festeren Sitzes wegen den „Stirneinsatz“, woran sich das lockere Maschenetz, das über den Kopf gezogen wird, anschließt. Der Stirneinsatz weist eine bald engere, bald weitere Musterung auf und ist fast bei jeder Frau verschieden und wiederholt sich bei den einzelnen Frauen kaum noch einmal. Ja, die Frauen setzen ihren Stolz darein, die Muster nicht von einander zu übernehmen, sondern eigene Ideen anzubringen. Das am Hinterkopf fest anliegende Haarnetz wird mit dem Zugband des Frauenhäubchens fest umbunden.

Das zur Haube gebundene Tuch und das Frauenhäubchen wird der Braut am Hochzeitstag beim „Einhauben“ aufgesetzt. Beides, Tuch und Häubchen, müssen ganz neu und ungebunden sein; erst auf dem Kopf der Braut wird dem Tuch die Form der Kappe gegeben.

Von den häuerlichen Hauben in Oberschlesien ist noch die Haube aus dem Orte Pilsch, einem großen, im südwestlichen Teile des Kreises Leobschütz gelegenen Dorfe, erwähnenswert. Seit Jahrhunderten wird die Droschenschaft von Bauern deutschen Stammes bewohnt, die fast durchweg recht wohlhabend waren und es auch noch bis heute sind. Ihr Reichthum machte sich nicht nur in der Größe ihrer Gehöfte, sondern auch in der Art ihrer Kleidung, vorzüglich in der Frauenkleidung, bemerkbar, und da waren es besonders wieder die Hauben, die durch reiche Ausgestaltung die Möglichkeit gaben, den Reichthum zur Schau zu tragen.

Bei der eng den Kopf umschließenden Kappe sind zwei Arten zu unterscheiden: die Sommerhaube und die warme Winterhaube, die entweder mit Flanell oder mit Pelz ausgefüttert ist. Die besonders kostbare Sommerhaube besteht aus Seidenstoff und trägt echte Gold- und Silberstickerei auf dem Keller oder Haubenboden. Die Stickerei überzieht den Haubenboden in eigenartigem Pflanzenornament vollständig, ab und zu sind daran rote Steinchen sowie Goldplättchen aufgearbeitet. Der angelegte schmale, glatte Haubenrand ist bei der Seiden- oder Goldhaube auch leicht in derselben Art mit dem gleichen Material verziert. Daran schließt sich ein waschbarer Haubenrand, der das Gesicht knapp und streng umrahmt. Eine sehr duftige und leichte Haube ist die mit Tüllstickerei verzierte. Der Haubenboden weist hier ein außerordentliches feines, ausdrucksvolles Blatt- und Blumenornament in künstlerisch ausgeführter Tüllstickerei auf. Der Haubenrand besteht hier aus glattem Battist, den ebenfalls wieder das Gesicht mit einer glatt anliegenden Spitze umrahmt. Die im Nacken befestigte große Schleife, deren Schlotte etwa 20 cm groß ist, besteht aus gestreiftem oder kariertem breitem Seidenband, die Bandenden reichen bis weit unter die Taille. An den beiden Ohrspitzen sind nochmals 2 lange Bänder angebracht, die aber nicht gebunden werden, sondern glatt an den Seiten herabfallen.

Die warm gefütterte Winterhaube weist einen 5-6 cm breiten, das Gesicht umrahmenden Pelzstreifen auf. Auch hier fehlt nicht die große Nackenschleife, ebenso die beiden nach vorn fallenden Bandenden, die aber auch nicht geknotet werden. Anscheinend verbietet das in Pilsch getragene Brusttuch und der reiche Halschmuck eine Faltung der Bänder, weil dadurch das Tuch und der kostbare Schmuck nicht zur Geltung kommen würden.

Eine weitere recht schöne Haube ist in Zauditz-Groß-Peterwitz, im Kreise Ratibor gebräuchlich. Auch hier ist reiche Goldstickerei an der Haube zu sehen. Der Kopf wird von der kappenartigen Kopfbedeckung fest umschlossen, da der Haubenboden, der Rundung des Kopfes entsprechend, ein wenig eingezogen wird. Haubenrand und Haubenboden sind mit Goldstickerei in kleiner Musterung gleichmäßig verziert. An den Haubenrand schließt sich eine feine, weiche, zart im Muster gehaltene Valenciennerspitze ohne Bogenabschluß an. Ungefähr in Mundhöhe über die Stirn hinweg wird die Spitze leicht eingezogen. Dadurch erhält das Gesicht durch die Spitze eine Umrahmung. Der duftige Abschluß nimmt der Haube das Feste, Strenge. Sie wirkt anmutig und leicht. Von innen heraus werden an den beiden Ohrspitzen lange, bis auf den Nack herabfallende, gestreifte Bänder angebracht, die leicht unter dem Kinn geknotet sind.

Als besondere Haubenformen in der Neisser und Leobschützer Gegend wären noch die Gold-, Silber- und Barthauben erwähnenstwert. Das Material, das für diese Hauben verwendet wird, ist in beiden Gebieten gleich: Seide, Brokat, Woll- und Baumwollstoff. Auch die Art der Stickerei bei der Gold- und Silberhaube weicht in diesen Gebieten kaum voneinander ab. Dem kostbaren Arbeitsmaterial (echte Gold- oder Silberfäden) entsprechend, ist der Stoff, aus dem die Haube hergestellt ist, aus schwerer Seide.

Der Haubenboden weist breit angelegte, mit Goldfäden gestärkte, zuweilen noch mit Goldplättchen verzierte Blumenornamente auf. Als Garnierung liegt auf dem Vorderblatt eine in Gold- oder Silberfäden ausgeführte, fächerartig gemusterte, geklöppelte Spitze. Den Abschluß nach dem Gesicht zu bildet eine breite, die Stirn oft bis zur Nasenwurzel bedeckende Valenciennerspitze.

Die Schnebbenhaube ist wahrscheinlich aus der Schnebbe oder Flebbe, die bei Trauer von allen Frauen getragen wurde und die Gestalt eines schwarzen Stirnbandes tief in die Stirn hineinreichender, dreieckiger Spitze entstanden und – wohl hauptsächlich ihrer Kleidsamkeit wegen – in den Alltag hinübergenommen worden. Zur Herstellung dieser eigenartigen Kopfbedeckung werden schwere Stoffe, wie Brokat, Samt bevorzugt und mit ebenso schwer wirkender Spitze in Gold- und Silberdraht garniert. Die abschließende feine Spitze aus Tüll wird am Rand mit einem Draht durchgezogen, damit die Form bleibt und das Gesicht knapp einrahmt. Oftmals wird als Abschluß im Nacken eine Schleife aus Brokatband angebracht.

Die hauptsächlich im Kreis Neisse vertretene Barthaube weist Kappenform auf. An einem von Ohr zu Ohr reichenden, gesteiften Vorderteil setzt sich ein nach oben zu verbreiteter, nach dem Nacken zu stark eingezogener, ebenfalls gesteifter Haubenboden. Das Material ist kleingemustertes Seidenstoff, in dunkleren Farbtönen gehalten. Der originelle Puz an der Haube ist der „Bart“, eine breite, schwarz gefälte Spitze, die, an den Seitenteilen etwas aufrecht stehend angebracht, in leicht geschwungenem Bogen das Gesicht gefällig umrahmt. Den Abschluß des Bartes bildet eine flach gelegte Schleife mit kurzen Enden aus hellfarbigem Band.

Die Nackenschleife aus gleichem Band ist ebenfalls flach und breit gestärkt. Die halblangen Bandenden werden häufig mit Papier unternäht, damit sie breit und schwer über den Rücken fallen.

## Kopfberger Einhaubung

Eine Darstellung aus dem Volksleben

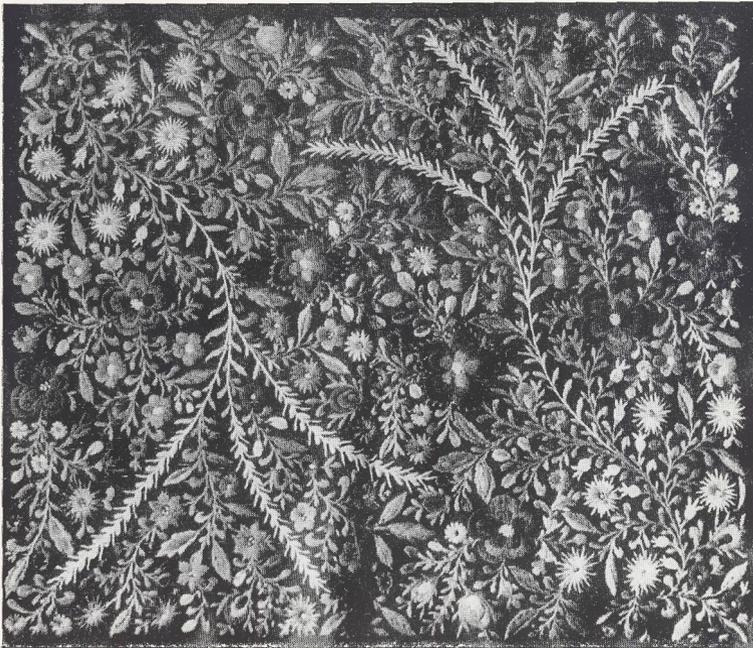
Von Ludwig Chrobok

Die Einhaubung bildete den Höhepunkt bei der bäuerlichen Hochzeitsfestlichkeit im Lanzaale. Sie wurde um Mitternacht vorgenommen und war eine reine Angelegenheit der Frauen; kein männliches Wesen durfte dieser Zeremonie beiwohnen. Die zur Hochzeit geladenen Frauen entführten um die angegebene Zeit die Braut in einen Nebenraum, nahmen ihr hier den Kranz ab, flochten die Zöpfe auf, banden das Haar zu einem Knoten und setzten schließlich die Haube auf. Die Braut widersetzte sich der Prozedur heftig, weinte. Die umstehenden Frauen sangen dabei allerlei Volkslieder, die in neckender Weise auf das Eheleben der Gattin und den daraus entspringenden Kindersegen Bezug nahmen. Bei der Einhaubung nahm die Braut auch die Hochzeits-



Eichbild Kunstst., Berlin

Schönwälderin beim „Ausnähen“



Lichtbilder Grundmann, Meiningen

Schönwälder Stickkunst

Injuras Nimes schaffende Hände  
Bunte Blumenstickerei auf schwarzem Tuch

geschenke in Empfang. In den Saal zurückgekehrt, tanzten erst die Frauen abwechselnd mit der Braut, führten sie dann dem Bräutigam zu. Mit dem Tanz der beiden war der Akt der Einhaubung abgeschlossen.

1. Bursche: Auf, Musikanten, spielt den „Schmied“! (singt vor:)

Bäurin ging entlang der Mauer,  
Gosß den Zur aus, der war sauer.

1. Frau: Halt! Es ist zehn Uhr, wir müssen die Braut einhauben! (ruft:)

Heran ihr Frauen! Zur Einhaubung!

2. Frau: Wo steckt denn die Braut? Da sitzt sie bei ihrem Hans. Nun, Hans, wir müssen sie dir für kurze Zeit entreißen. Bekommst sie in schönerer Form wieder.

Braut: Muß das jetzt schon sein? Ach, laßt mir noch ein Stründlein meinen Kranz! Und meine Flechten!

1. Frau: Willst du mit einer Schuld in die Ehe? Dem Brauche muß man sich fügen. (Braut weint.)

1. u. 2. Bursche, 1. u. 2. Kränzelsjungfrau singen:

Laß doch das Weinen, laß doch das Schluchzen,

Tröste dich Gott, arme Maid!

Mein grünes Kränzlein, das fiel, ach! ins Wasser,

Jede weinte da vor Leid!

(Musik spielt zur Begleitung. Die Frauen bilden einen Kreis und tanzen um die Braut. Im Kreise steht ein Lichterbäumchen.)

1. Bursche: Seht doch die Frauen, die brauen schon wieder eine Extra-Suppe!

(Durchbricht den Kreis und küßt die Braut. Frauen kreischen.)

1. Kränzelsjungfrau: Schaut doch den vernaschten Kerl an! Küßt die Braut ab. Der liebt Süßigkeiten!

2. Kränzelsjungfrau: Die Gretel ist doch schon vergeben! Such dir eine andere!

1. Frau: Hättest bald das Lichterbäumchen umgestoßen.

Alle Frauen: Eher dich zu den Burschen!

Bräutigam: Was habt ihr mit ihr vor? Die gehört doch zu mir!

1. Bursche: Hans, du willst doch kein Topfgucker werden. Laß doch die Frauen in ihrem Heiligtum!

2. Bursche: Wirst noch oft genug nach der Pfeife deiner Frau tanzen. Heute tanzt sie noch mit uns!

Musik spielt:

An dem Bache ganz allein  
Hütet 's Mädchen Entelein.

Schwimmen alle fort im Nu,  
Hänschen treibt sie wieder zu.

Folgt dir nicht das kleine Pack,  
Wenn du bringst den Futtersack?

Ach, das Hüten ist so schwer;  
Hänschen, komm bald wieder her!

(1. und 2. Bursche, 1. und 2. Frau tanzen. Der Kreis der Frauen wird enger.)

Alle Frauen singen:

Gi, nun geht dir's, Mägdelein,  
Mägdelein, an den Krage,  
Sollst dem Kranz entsagen  
Und ein Hänblein tragen.

Mägdelein, das leidet,  
Wenn's vom Kranze scheidet,  
Ist das Neg gebunden,  
Heilen alle Wunden.

1. Frau: Hier ein Tuch zur Haube!

2. Frau: Da hast du ein zweites zum Auswechseln!

3. Frau: Und von mir eins für die Wochentage.

1. Frau: Nehmen wir das hier von der Scholzin.

(Sucht die Braut einzuhauen. Die Braut sträubt sich, wirft das Tuch ab.)

1. Frau: Na, du, meine Arbeit umsonst!

2. Frau: Der Knoten ist zu groß. Die Haube sitzt zu leicht auf; deshalb konnte sie die Braut so schnell abwerfen. Gebt her, ich versuch es.

(Will das Tuch binden, die Braut verhindert es wieder.)

3. Frau: Doch wieder abgeworfen. Mehr in die Stirn ziehen! So, nun sitzt sie fest.

1. Frau: Für den Kranz!

(Das Geld klumpert in dem Teller.)

2. Frau: Hier eine Mark für das Steckkissen!

3. Frau: Da etwas für die Windeln!

(Allgemeines Lachen!)

1. Bursche: Profit!

2. Bursche: Mir auch einen Wein! (trinkt): Gi, der schmeckt!

2. Frau: Hier, Paulchen, hast du auch ein Stückchen Kuchen. Mariechen, komm, halt dich auch dran! (Steckt ihren Kindern ein paar Kuchenstücke zu.)

1. Frau: Wer mag noch ein Glas Wein? Wer mag noch Kuchen? Leute, greift zu! Die Hochzeiten sind nicht zu häufig.

1. Kränzelsjungfrau: Ah, wie fein die Braut aussieht! Wie wird ihr Mann staunen!

2. Frau: Wenn der sie in die Hände bekommt, läßt er sie nicht so bald los!

Braut singt:

Als sie mich als Jungfrau, echte Jungfrau kannten,

Wie durchs Schlüsselloch der Burschen Blicke nach mir brannten!

Nicht durchs Schlüsselloch nur, nein, durch ganze Türen,

Und jetzt muß ich bitter weinen, wohin ich mich mag rühren.

Bräutigam singt:

Wohin gehn wir beide nun? Sag an!

Kommt doch schon die dunkle Nacht heran.

Gi, wir gehen nach dem dichten Wald,

Wo selbst Wögleins Stimme nie erschallt.

Als sie kamen in den dichten Wald,

Flocht er ihre Zöpfe auf gar bald.

Weine nun, mein Liebchen, weine nun,  
Wolltest nicht der Mutter Willen tun.

Wolltest nicht im grünen Kränzlein gehn,  
Wolltest dich im weißen Häublein sehn.

(Braut und Bräutigam tanzen.)

2. Bursche: Geht doch das prächtige Paar!

(Lantes, allgemeines Klatschen.)

1. Bursche: Ei, Musikanten, aufgespielt! Einen sachten Walzer . . . einen sachten!

3. Bursche: Daß ihr die Haube nicht abfällt.

Musik spielt: Sonntag war für alle gestern . . .

(Sanz.)

2. Bursche: Hans, zerdrück sie nicht!

1. Bursche: Guten Appetit, juhu!

(Sanz, Juchheien!)

## „Snjura Mime fing on auszenähn“

Aufzeichnungen zur Entwicklung der Schönwälder Dorfstickerei

Von Frida Raifig

„Die ech noch a de Schinle ging, do finga Snjuras on, auszenähn. Ze-escht lissa se da Kaant ader Stof obzehan. Aber diu soitse bezoa, idesmo finf Bema. Diu machtsfer dos alleene. Unsre Mutter hot diu a Licho dorhar. Dos gefill mer aseo, ant diu fingech och on, mech ze lin.“

„Als ich noch in die Schule ging, da fing „Snjuras“ an, anzunähen (zu sticken). Zuerst ließen sie (die Frauen des Dorfes) den Rand (die Stickerei auf dem Kopftuch) in der Stadt aufzeichnen. Aber da sollten sie bezahlen, jedesmal 50 Pfennige. Da machten sie das allein. (Nicht das Alleinmachen der Aufzeichnung ist damit gemeint, sondern umfassend der Entschluß, die Stickerei selbst, ohne städtisches Hilfsmittel, zu fertigen.) Unsere Mutter hatte damals ein Tuch von dorther (d. h. von Snjuras). Das gefiel mir so gut, daß ich auch anfing, mich zu lernen.“

Der Schönwälder Mensch drückt sich in einer wortsparenden schmalen Sprache aus. Nicht nur in der Mundart. Bildkraft und Wucht des Ausdrucks fließen vertraut gewordenen Städten gegenüber auch beim Gebrauch des Hochdeutschen ein, und ein sprachempfindliches Ohr hat dann Freude. Davon wird freilich zunächst „der Po-otscher“, das ist allgemein der unbekannte Fremde aus der Stadt (von: der Polnische!) nichts merken. — Auch in den hier gegebenen Plauderworten einer etwa 40jährigen Dorfstickerin liegt viel umschlossen, nämlich Vorspiel, Anfang und Weiter-

greifen des Schönwälder Frauenhandfleißes, den wir heute garnicht mehr anders denn als den Gesamtausdruck einer dörflichen Gemeinschaft kennen. Wir sprechen von der Schönwälder Volkskunst, und wir dürfen es auch. Trotzdem ihre Erscheinungsform heute auf das Gebiet der fraulichen Handarbeit beschränkt ist und nicht ausschließlich dem bäuerlichen Menschen dient, außerdem gerade ihr neues Blühen vorwiegend noch von einer Dorfschicht getragen wird, die rein bäuerliches Leben mehr als Erinnerung kennt. Aber diese Erinnerungswerte sind in unserm fast siebenhundertjährigen Kolonistendorf sehr stark, und aus ihnen erwachsen die schöpferischen dörflichen Eigenkräfte, um die es hier geht. Und, hat man auch nichts Eigenes (Bodenbesitz) mehr, — die immerwährende Berührung mit dem Bäuerlichen, auch durch Aushilfsarbeit, ist da. „Solange es ein Volkstum geben wird, so lange wird auch die Eigenart heimatlichen Handwerkschaffens lebendig bleiben, wenn auch seine Erscheinungsformen wechseln und seine Träger und Verbraucherschichten andere soziale und geistige Grundlagen haben, als die Grundlagen der alten Volkskunst, die im Brauchtum verankert war.“ Dies Wort von Konrad Hahn<sup>1</sup> trifft auch für unsere Schönwälder Dorfstickerei zu. Sie kommt vom Trachtenbrauchtum her und ist — gottlob — noch heute mit ihm verknüpft. Ihr Hinauswachsen aber aus dem Dorf im Zeichen der „Schönwälder Stickstube“ bedeutet keineswegs eine Störung des Dörflichen; kraftbringend und lebensvoll strömt im Sinne dieses Wortes ihr nun fast fünfzehnjähriges Wirken auf die vorausgesehene Weise<sup>2</sup> in unser Dorf zurück.

Ausdruck einer dörflichen Gemeinschaft — quellende Begabung einer geschlossenen Volkstumsinsel, dennoch keine Massarbeit und dennoch in seinem Anfang die Leistung einer einzelnen Frau. Eben jener „Injuras“. Sie lebt noch, fast fünfundsiebzigjährig, und heißt mit ihrem rechten Namen Barbara Miske. Trotz ihrer acht Kinder — nein, gerade deswegen — hat sie ihr ganzes Leben lang „ausgenäht“ und tut es im Kreise der Stickstube als deren betagteste Stickerin zu ihrem Lebensunterhalt noch heute. In unserm Dorf ist jede Familie mit einem Unterscheidungsnamen (Haus-, Hof-, Flur- oder auch Neck-Namen) ausgezeichnet. Der Nebenname, im Dorfgebrauch aber der gängige Hauptname der Frau Barbara Miske ist eben „Injuras“ oder „Injura Mimme“ (Muhme). Im Jahre 1860 wurde sie in einem hölzernen Häuschen im Schönwälder Niederdorf geboren. Ihr Vater war — kein Schönwälder, sondern ein zugewanderter Zimmermann aus Riegersdorf, Kr. Neustadt. Aber die Mutter hatte Schönwälder Bauernblut aus der Bauernfamilie Puschner im Niederdorf. Von ihr erbte die Tochter Barbara die besondere Begabung für das „Ausnähen“. Der Zimmermann starb frühzeitig und die Puschner-Tochter mußte ihre Kinder allein voran bringen. Acker vom Väterlichen war ihr nicht mehr zugefallen. Was tat sie? Sie webte von früh bis spät und sie stückte von spät bis früh. Sogar stundenweit her kamen die Dörfler mit dem selbstgesponnenen Garn in das Holzhaus zu Barbaras Mutter, damit sie ihnen daraus Leinwand webe. Für die Bäuerinnen des Dorfes stückte sie weiße Kopfrücker, oder vielmehr: „sie nähte sie aus“. Das Wort „stücken“ gibt es im Sche-wäl-

<sup>1</sup> Prof. Dr. Konrad Hahn: Volkskunst, Hausfleiß und Handwerk. Führer durch die Ausstellung der Deutschen Volkskunstkommission. 1932.

<sup>2</sup> Siehe Fußnote Seite 242.

dischen auch heute für die Handarbeit nicht. So war viel Leben, viel ein und aus in dem kleinen Haus, und die Schönwälder sagten „do-e snjurrt!“ Das hieß: „dort ist viel Bewegung“. Oder eine Nachbarin steckte den Kopf zur Tür herein und sagte zu der fleißigen Weberin: Snjurrt?“ und wollte damit fragen: „Seid Ihr tüchtig an der Arbeit?“ Frühzeitig half Barbara Niske ihrer Mutter beim Weben und Ausnähen, und so blieb ihr und ihrem Haus der Beinamen „Snjuras“. –

Um die Jahrhundertwende geschah im Dorf mancherlei, was – wie man bisher annahm allein – einen großen Einfluß hatte auf die Sitten der Frauentracht. Die kleine barocke Dorfkirche wurde erweitert und umgebaut. Im Zusammenhang damit nahmen die Frauen des Dorfes einen Kopftuchwechsel vor. Auch sonst veränderte sich manches um diese Zeit. Man baute keinen Flachs mehr an, denn die „Laimet“ kam ja so billig aus der Fabrik. Unnütz stand nun der Webstuhl auch im Hause Snjuras und da – zerhackte man ihn. Auch das Lächer-Ausnähen war vorbei. Warum?

Bis zum Umbau der Kirche bestand der Kopfschmuck der Schönwälderin aus einem weißen Leinentuch. Steifgestärkt wie eine Nonnenhaube, spizenbesezt, war es um das Gesicht gefaltet. Schön und festlich muß es gewesen sein, denn die Dorfbewohner, die es noch erlebten, sprechen mit Begeisterung von ihm und mit Bedauern vom Schwinden dieses Stückes der Tracht. Seinen besonderen Wert aber hatte das Tuch durch das „Ausgenähte“. Und diese Tücher waren es, deren Anfertigung Barbara Niske von ihrer Mutter gelernt hatte und die sie von 1878 etwa bis 1900 fürs Dorf arbeitete. Die zu den weißen Tüchern gebräuchliche „Ticholaimet“ war von allerfeinster Bindung; Kirchen-Leinen nannte man sie auch, weil die Kelchrücher der Kirche vom gleichen Gewebe gefertigt waren. Der breite Saum an zwei Seiten des Tuches wurde mit feinem Durchbruch in verschiedenartiger Fadenstellung ausgenäht. Zum Dreieck gefaltet lag es um den Kopf, – der Teil, der den Nacken deckte und den die Schönwälderin „den Spiegel“ nennt, zeigte den Durchbruch oder Hohlraum und dazu eine winzig eingezählte schwarze Kreuzstich-Musterung. So klein sind die Musterchen, daß für ihr genaues Erkennen heute ein Vergrößerungsglas nötig ist!

Für diese Leinenhandarbeit gab es bestimmte Bezeichnungen. Den Durchbruch nannte man „lechrík sema“ – löchriger Saum; „henawedrik“ – hin und her genäht, „Montutecha“ – Mohntütchen, vom Fruchtnotenbild des Mohns, und „Kraitscha-stak“ – Kreuzchensteg, waren bestimmte Anordnungen des Kreuzstichs. Man unterschied „M“ „N“ „D“ und „U“-Reihen nach der Ähnlichkeit des Musters mit Großbuchstaben. „s waiße Kecha-ticho hete macha“, das war: das weiße Kirchentuch hart machen, stärken, bügeln. Diese Arbeit vertraute man besonderen Wäscherinnen und Büglerinnen im Dorf an; „das konnte nicht eine jede“ sagt Frau Gemeindevorsteherin Kottischke als einstige wohlgeübte Weißstickerin mit besonderem Nachdruck noch heute. Man unterschied 's Fo-e Ticho – das kahle Tuch (ohne Spitze) für den gewöhnlichen Gebrauch und das „tsapife“ – das spizenbesezte (tsapcha – Spitze) für Feste und Monatssonntage.<sup>3</sup> Peinlich genau mußte „de k'ab“ sitzen (die Kerbe),

<sup>3</sup> Feierlicher Umgang der Jungfrauenkongregation nach der Vesperandacht am ersten Sonntag eines jeden Monats. In der Tracht bei dieser Feier, nämlich der der „Bilder-Matcha“ (die das Bild der Madonna tragen) und der der „Te-ota-Druschki“ (Totenmädchen bei Begräbnissen) hält sich ein Anklang an die ehemals schwarz-weiße Betonung der Schönwälder Kleidung.

zwei Faltenbrüche über der Stirn. Im Gegensatz zu der feinen Handarbeit im Leinen ist die angenähte Randspitze, die beim Waschen des Tuchs immer abgetrennt und besonders behandelt werden mußte, von derberer, beinahe roher Art. Sie wurde auf dem Jahrmarkt in der Stadt gekauft; das Leinen für die Tücher lieferte der städtische Manufakturwarenhändler. Ob es vielleicht handgearbeitete böhmische Hausindustrie-Spize war, konnte ich noch nicht feststellen. — Diese Leinenarbeit, ein Überrest der alten reichen deutschen Leinensstickerei, war also im vorigen Jahrhundert in unserm Dorf heimisch. In der Musterbildung gingen die Stickerinnen — die dörflichen Benennungen deuten es schon an — genau wie heute bei der Buntstickerei ihre eigenen Wege. Sie hatten keine von außen kommenden Vorlagen oder Vorbilder. Immer sind es Eckmuster, das ergab sich aus der dreieckigen Faltung des Kirchentuchs. Über den Mustern, den „Blümchen“, liegt ein religiöser Hauch.

Barbara Miske war nicht die einzige Tücher-Ausnäherin zu jener Zeit, es gab ihrer mehr. Aber es gab ihrer in den 60er Jahren nur noch eine gute Handvoll. Und alle standen fast im gleichen Alter und leben unter den etwa Sechzigjährigen. Die Feststellung der Gleichaltrigkeit der damals stickenden Kräfte ist wichtig. Daß damals nicht mehr Stickerinnen-Nachwuchs aus dem Kreise der Jugend da war, diese Tatsache bereitere den Wendepunkt im Kopftuchbrauch vor. Die Leinensstickerrinnen, damals Zwanzig- bis Dreißigjährige, waren alle junge Frauen oder im Begriff zu heiraten. Im neuen Pflichtenkreis aber war die Möglichkeit, sich der stillen Kunst des Stickens hinzugeben, von vornherein abgeschnitten, besonders wenn eine größere Bauernwirtschaft zu betreuen war. So ging es z. B. einer der tüchtigsten Stickerinnen von damals, Marie Goldmann, der heutigen Frau Gemeindevorsteher Kotitschke. Wohl die schönsten der heute erhaltenen zierlichen Muster und Säume entstammen ihren Händen, die übrigens die Lehmkelle genau so führten konnten wie die feine Sticknadel! Sie stickte ihre letzten Tücher 1897, 1898 nur noch für ihre Aussteuer. Nach der Übernahme der Bäuerinnenpflichten rührte sie keine Sticknadel mehr an! Ähnlich die andern. Damit versickerte die alte Kraft. Aus meiner Kenntnis des arbeitsüberfüllten Daseins einer Schönwälder Bauernfrau kann ich zur Erklärung der uns hier beschäftigenden Vorgänge nichts Zutreffenderes anführen als Worte des Reichsbauernführers Walter Darré . . . „daß in dem Maße, wie der Liberalismus der Bäuerin die Arbeit ausschließlich aufhakte, logischerweise sämtliche kulturellen Aufgaben der Bäuerin von ihr ungenügend<sup>4</sup> behandelt werden mußten. Denn ein Mensch, der unter Anspannung aller Kräfte seine Arbeit zu bewältigen vermag, findet keine Zeit, um kulturelle Aufgaben . . . in Angriff zu nehmen. So hat auch hier der Liberalismus ein Austrocknen unserer bäuerlichen Kultur auf dem Lande bewirkt, ganz einfach dadurch, daß er durch die Arbeitsüberlastung der Bäuerin, als der natürlichen Hüterin der bäuerlichen Kultur, sie von der Betätigung auf diesem Gebiete abhielt.“<sup>4</sup> In diesen Lagen verrieselten auch bei uns in Schönwald die leisen Volkstumskräfte. Es — „fujurte“ eben nicht mehr im Dorf! Bis nach einigem Zögern in einer andern Schicht, nämlich in der zwar ärmlich, aber geruhamer tagwerkenden Schicht der Häusler, der Kleinbauern und

<sup>4</sup> 13. 2. 34. Auf der Arbeitstagung der Reichs- und Landesabteilungsleiterinnen für das Gebiet der Landfrau im Reichsnährstand N. S. Frauenwarte Heft 18, Jg. 2, S. 534.

der von der Scholle schon abgedrängten Garten- und Fabrikarbeiter der Quell wieder zum Vorschein kam.

Allzu nah bringt man aber im Dorf das Schwinden des weißen Kopftuchs und mit ihm überhaupt manche Vereinfachung in der Frauentracht mit dem Umbau der Kirche, ja sogar mit einem Verbot des Orts Pfarrers in Zusammenhang.<sup>5</sup> Für den Erweiterungsbau wurden die Mauern der alten Kirche benützt, es gab jahrelang Unordnung, Staub, Schutt und oft Gottesdienst ganz im Freien. Dieser Umstände wegen legten die Frauen ihre guten Kleider in die Lade, den rotbesetzten Kirchenrock, die rotbesetzte Jacke und das sorglich behandelte weiße Glanzleintuch. Sie kamen in dunklerer Alltagskleidung, in dunklen Kopftüchern und änderten daran nichts, als die Kirche fertig war. Der Ortsgeistliche soll die Rückkehr zur alten Festtracht nicht gewünscht haben. Aber solche äußeren Einflüsse können kaum Dauerwirkungen haben. Die tieferen Gründe sind bereits angedeutet.

Einige Jahre waren die Frauen sozusagen kopftuchlos. Das gefiel ihnen nicht. Sie erstanden schwarze Tücher mit bunten Druckmustern auf dem Jahrmarkt; ähnliche trug man seit längerem bereits als Umschlagtuch über dem Nieder. Es war schönes feines Wollgewebe, Handelsware aus der Schweiz oder aus Böhmen. Aber es war eben nichts Eigenes. „Da lissa se da Kaant ader Stot obzechan“. Aber der Versuch mit der städtischen Aufzeichnung wurde erst recht als „nicht sche-wäldersch“ empfunden. Außerdem 50 Pfennige jedesmal nur fürs „obzechan“, nein, das war nicht sparsam. Und da kam das „Licho-Musnahn“ wieder! Barbara Miske, so viele Jahre an die feine eigendörfliche Kopftucharbeit gewöhnt, besann sich eines Tages auf ihr Können. In ihrer Hand glühte das Lämpchen noch, und sie entfachte es und nach und nach entzündeten sich an dem ihren die Lämpchen in den Händen ihrer Mitgeschwestern im Dorf. Sie begann nach ihrem eigenen Sinn auf dem nun schwarzen „Tücherboden“ Rosen und Keiser auszunähn. Erst zaghaft, schmal, mit Wolle, dann mit Seide und bald bei der gedrehten Knopflochseide verbleibend, mit der noch heute ausgenäht wird. Sie fand, was „sche-wäldersch“ ist und entschloß sich für strenge Kantennuster und wählte die Farben rot, grün, gelb nach den am Nieder üblichen. Und für Fastenzeit und Familientrauer die Farben grün-blau-lila. Von dem in Gebrauch befindlichen Fabrik-Webebändern der Brautfrauenhauben und Brautkränze (wohl Schweizer Herkunft) hat weder Frau Miske noch eine der andern Näherinnen für ihre Blumenmuster Formen übernommen oder angenommen, bewußt jedenfalls nicht.

So schnell wie das weiße Tuch abgelegt war, so rasch wurde das dunkle mit der neuen Buntstickerei von Fnjura Mime im Dorf beliebt. Bald hatte sie wieder so viel Tücher auszunähn, wie zu Zeiten ihrer Mutter. Bei dem steigenden Bedarf taten es ihr nach Franziska Puschker (die vor 3 Jahren als über 60jährige noch nach Amerika ging), Anna Bremora, Marie Zurke, Anna Zelitte, Franziska Niesporke, um die bedeutendsten Namen der älteren Buntstickerrinnen zu nennen. Nicht auf einmal kamen sie, sie mußten alle das rechte Wachsen durchmachen. Zum Teil waren sie schon als kleine Schulmädchen von der Neigung zu dem bunten Gewerke auf Fnjuras Spuren

<sup>5</sup> Siehe Konrad Gusinde: Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte des Dorfes. Breslau 1912. S. 22-25.

erfaßt worden. „Ich derwoischt dir der Müntter da gauza Zwen (Zwirn), wal ech mer kene Seide kunt kesa, ech hot ke Gjaud (Geld). Heimlich hinter dem Zaun bei den Gänsen oder draußen auf dem Feld beim Rühühüten wurde der erste Versuch gemacht mit „Zwenstreimbcha“ (Zwirnrestchen). Und so ist es noch heute. Aber Geduld ist nötig, – vom „Zwenstreimbcha“ bis zum „richtigen Stich“ ist ein guter Weg zurückzulegen, meinen die Kennerinnen. Marie Zurke, eine der Besten, sagte einmal stolz und bescheiden zugleich: „Um es so zu können wie heute – zehn Jahre brauchts dazu.“

So sehen wir, wie eine Veränderung an der Tracht nicht gleichbedeutend zu sein braucht mit Verlust.<sup>6</sup> Bei uns in Schönwald dürfen wir bei aller Trauer um das Schwinden des weißen Luches doch eine Bereicherung des Volkstums feststellen. Denn das weiße Tuch ging und mit ihm die Weiß-schwarz-Stickerei, aber das schwarze Tuch kam und mit ihm die Buntstickerei. Und es scheint, als ob auch der Kreuzstich noch nicht ganz erloschen ist. Vor einigen Jahren meldete sich ein junges Ding, kaum sechzehnjährig: „Ich kann aber nur Kreuzstichmuster!“ Wir ließen sie gewähren und seitdem ist Puschers Pauline, Tochter des „Buchta-Schneidan“, unter den Augen einer ehemals kreuzstickenden Mutter mit ihren schönen Kreuzsticharbeiten unser Stolz.

Viel Auftrieb steckt in unserm Reislein Volkskunst jetzt, wenn wir es nur ehren und hüten. Denn die wunderschöne Begabung machte bisher am Kopftuch Halt. Auf Dinge des Hausbedarfs griff sie noch nicht über. Hier spielen die gedrückten wirtschaftlichen Verhältnisse eine große Rolle. Aber beim Trachtenschmuck vollzieht sich eine leise, behutsame Wandlung mit dem Wirken der „Stickstube“. Die pflegliche Wertschätzung des fraulichen Könnens von außen her kam besonders der Steigerung der bäuerlichen Selbstachtung zugute. Auch durch den Zusammenschluß der Stickerinnen, durch deren Freude und Wettstreit und durch das wohlbedachte Heranziehen der heimlichen Jungstickerinnen nahm die Liebe und Achtung für das „Ausgenähte“ im Dorfe sehr zu. So geht die Schönwälderin jetzt dazu über, zuweilen das Nieder zu besticken, einen Festtagsunterrock mit breitem Stickereisaum zu zieren, Schürze und Brusttuch, vor allem aber das oberste Deckband des Brautkranzes (drei übereinandergelegt sind Brauch) mit Stickerei zu schmücken. Ja, der Bräutigam muß jetzt ein handgesticktes Brautkranzband als Hochzeitsgabe darbringen.<sup>7</sup>

Gerade daß die Schönwälderin es ablehnte, auf eine schale Lösung der Kopftuchfrage von außen her einzugehen, sie vielmehr aus dem inneren Reichtum suchte, das ist der Beweis für das Unersehbare gesunder Volkstumskräfte. Und zeigen sie sich auch nur in der lieblich bescheidenen Fülle der Schönwälder Rose! Das danken wir Injura

<sup>6</sup> Siehe dazu Konrad Hahn: Deutsche Volkskunst. Jedermanns-Bücherei. Breslau, Hirt. 1931. S. 54: „Auch die Volkstrachten sind nicht starr gewesen, sondern haben sich bis in die neueste Zeit verändert. So sind die riesigen Bückeburger Flügelhauben erst um 1875 aufgekommen, auch die Näherin, die sie zuerst fertigte, ist bekannt“.

<sup>7</sup> Siehe dazu in dem Werk „Schlesische Volkskunst“ von G. Grundmann und K. Hahn, München, Delphin-Verlag 1926, Seite 46: „Nicht viel anders liegen die Verhältnisse in Oberschlesien, nur kommt hier in einem Sonderfall und zwar in der Schönwälder Stickstube bewußt gepflegte Muster- und Farbübermittlung des alten Trachtengutes hinzu, indem von der richtigen Voraussetzung ausgegangen wird, daß diese Übermittlung bei gleichzeitiger Unterweisung in der alten Sticktechnik für das Weiterleben der Tracht die größte Rolle spielt“.

Mime und ihren Dorfschwestern, sowohl denen, die „aufingen, mech ze lin“ als denen, die das Können der fleißigen Hände liebten und die Empfangenden waren. Denn nach Achim von Arnim beruht eins der Geheimnisse, ja das Geheimnis aller Volkskunst in dem: „ein Ton muß in vielen nachhallen und alle verbinden.“

## Zur Kenntnis des Kuhgeschirrs in Oberschlesien

Von Theodor Freiherr / Rokittnik

Die Vorrichtungen zur Nutzbarmachung der Kraft der Zugtiere im landwirtschaftlichen Betriebe haben hinsichtlich der Auswahl des Herstellungsmaterials und hinsichtlich Form und praktischer Gestaltung im Laufe der Zeit eine ganze Entwicklungsreihe durchgemacht. Es wäre nicht allein interessant, sondern auch vom Standpunkte der Förderung der bäuerlichen Volkskunde wichtig, wenn diese Entwicklungsreihe festgestellt und dem Verbreitungsgebiet der einzelnen Gebrauchsformen nachgegangen werden würde. Aus der Zahl der heute noch im bäuerlichen Betriebe gebräuchlichen Geschirre fällt zunächst in seiner recht einfachen und fast behelfsmäßigen Form das sogenannte Doppel-Nackenjoch auf, das man noch da und dort in unserer Heimat in waldreichen Gegenden mit leichtem Ackerboden zu Gesicht bekommt, und man ist versucht zu glauben, in dieser Art des Doppeljochs eine der ursprünglichen Anspannungsmöglichkeiten für Kühe und Ochsen überhaupt vor sich zu sehen. Maßgebend für die Beibehaltung dieses primitiven Anspannungsmittels seit Jahrhunderten mögen der geringe Ackerertrag und die Beschränktheit des genutzten Besitzes sein; außerdem läßt auch die durch den mageren Boden gewiß erleichterte Feldarbeit das Doppeljoch immer noch hinreichend und zweckmäßig genug erscheinen und von der Anschaffung praktischer lederner Geschirteile aus Gründen der Kostspieligkeit absehen.

Das Doppel-Nackenjoch besteht in der Hauptsache aus zwei wagerecht gestellten, starken Hölzern, deren oberstes von der Seite her auf den Nacken der beiden Zugkühe oder Ochsen geschoben wird. Zwei schwache Holzriegel werden an den Außenenden der beiden Hölzer senkrecht durch entsprechende Löcher geführt und verhindern das seitliche Ausweichen der Zugtiere. Gegen die Deichsel wird der innere Raum des Doppeljochs durch zwei andere senkrecht gestellte und meist stärker gebaute Riegel abgegrenzt und zwar so, daß das vordere Deichselende dazwischen Platz findet und mit Hilfe des „Jochnagels“ am Nackenbalken des Doppeljochs befestigt werden kann. — In unserer Heimat wird die Deichselverbindung des Doppeljochs vielfach durch einen am Nackenbalken befestigten, doppelt gebogenen und mit einer Reihe von Einkerbungen versehenen Eisenteil bewirkt, welcher mittels eines besonderen Ringes mit dem entsprechend beschlagenen vorderen Deichselende verbunden wird. Die Einkerbungen erfüllen den Zweck, die Zug- bzw. Drucklast auf die beiden Zugtiere kräfteentsprechend zu verteilen. Es darf erwähnt werden, daß diese Art von primitivem Zuggerät dem gequälten Tiere keine gar zu großen Arbeits- und Zugleistungen ermöglicht.

Ähnlich in der Herstellung und Anwendung ist das Einzel-Nackenjoch; der Nackenbalken hat hier knieartig gebogene Form und ist besser an den Tierkörper angepaßt.

Zwei Zugstränge stellen die Verbindung mit einer am hinteren Deichselende angebrachten Zugvorrichtung, dem Drtscheite, her. Die Hemmung und Steuerung des Gefährts wird durch das Zugtier mittels einer am vorderen Deichselende angebrachten Steuerkette, welche wiederum an einem um den Hals des Zugtiers gelegten starken Ledergurte festgemacht wird, bewirkt.

Wesentlich zweckmäßiger und praktischer ist eine andere Form des Einzeljochs, das Stirnjoch, das mit seinem passend geformten und gepolsterten Metallteil auf die Stirn gelegt und mit Riemen oder Stricken an den Hörnern befestigt wird. An zwei seitlichen Ösen sind die Zugstränge festgemacht. Die feste Verbindung zweier Stirnjochs zum Doppeljoch ist in unserer Gegend nicht beobachtet worden.

Am besten und am wenigsten quälend wird die Zugkraft des Kindes durch das sogenannte Kunt ausgenutzt. Dieses wird mit seinem Leder- und Leinwandpolster um den Nacken des Zugtieres gelegt und reicht bis zur Brust herunter. Die Zugstränge, die auch aus Lederblättern bestehen, werden beiderseits des Halses in den am Kuntkissen befestigten geschweiften Holzbügeln festgemacht, die oben in Holz- oder Metallverzierungen auslaufen, unten durch eine Leder- bzw. Strick Schlaufe oder Kette zusammengeschlossen werden. An den Kuntbügeln befinden sich ferner Ringe zur Aufnahme und Führung der Leine und ein Eisenhaken, an welchem die Brustkette festgehaakt wird, nachdem sie vorher durch den Schlußring der Steuerkette geführt worden war. Der Rückengurt hält die Zugstränge beiderseits des Tieres in passender Höhe; der Leibgurt stellt die Gegenverbindung unter dem Tierleibe her.

Zur Führung und Leitung von Kühen und Ochsen dient ein einfacher Halfter ohne Mundstück, der am Hinterkopf festgeschnallt wird. Ein passendes Kettenstück unter dem Unterkiefer verbindet die beiderseits des Mauls befindlichen Eisenringe des Halfters derart, daß beim Zug der Leine eine Einengung des Halfters entsteht. Es muß als grobe Ausrüstung bezeichnet werden, wenn die Leine außerdem noch um das Ohr des Tieres geschlungen und auf diese Weise dem Zugtier unnötiger Schmerz bereitet wird.

Die Kraft des Zugtieres wird durch die Zugstränge auf das Drtscheit, ein meterlanges Stück Hartholz, übertragen, welches beim Anspannen mittels Öse und Ring an einem seitlichen Haken der Wagendeichsel befestigt wird. Bei zweispännigem Zug hängen die beiden Drtscheite in entsprechenden Haken oder Ösen des Zugbalkens, der wiederum am Mittelhaken der hinteren Wagendeichsel befestigt wird.

Kuh- und Ochsengepanne werden mit einer Leine gezügelt. Die Halfterleine des „Hand“-Tieres ist am Kuntbügel des Leittieres befestigt. Oft auch wird sie namentlich bei jungen und übermütigen Tieren als „Laufzügel“ nach dem Drtscheit des Leittieres geführt, um so ein unerwünschtes Vordrängen zu verhindern.

Das Kuntgeschirr des besser gestellten „Kuh“-Bauern weist mancherlei Verzierungen auf. So befinden sich am Rückengurt desselben blankgeputzte Messingringe und -scheiben, ferner auch bunte wollene Knoten und Quasten. Gleiche Zierart weisen auch der Nasen- und die Backenriemen des Halfters auf. Da und dort sieht man auch am Außenleder des Kuntpolsters kunstvoll geschlungene Knotenverzierungen aus Leder. All dieser Zierat läßt die Gedanken von der schweren Arbeit ablenken, die das Zugtier ohnedies gemeinsam mit dem unermüdetlich schaffenden Landmann verrichten muß.

# Der Bergmann und der Bauer!

Aufgezeichnet von Paul Kuger

Der Text und die Melodie dieses Wechselgesanges zwischen zwei Bergmännern und dem Bauern teilte der Weber Joseph Pietsch aus Biegenhals, Rosengasse, mit, der 1912 als 80-jähriger gestorben ist und es als alt bezeichnete:

The musical score consists of five staves of music in G major (one sharp) and 2/4 time. The lyrics are written below the notes. The first staff begins with a treble clef and a common time signature, which then changes to 2/4. The melody is simple and folk-like, with a mix of quarter and eighth notes. The lyrics are: Glück auf, mein gu - ter Freund. Was willst du mit den Ru - ten? Ich glaub' es, ist ge - meint, ein Berg - werk hier zu mu - ten. Wenn ich an - kom - men kann, so tret ich selbst mit an. Ich se - he das Ge - bir - ge für et - was Ed - les an.

Bergmann:

Ja, ja, mein guter Freund!  
Wir haben das Vertrauen,  
So gut, als es gemeint,  
Ein Bergwerk hier zu bauen.  
Die Mutung ist gelegt,  
Daß man nun hier einschlägt;  
Drum halt ich es von Nöten,  
Daß man nun hier eingräbt.

Bauer:

Ihr Leut, wos wält ihr do  
Of meina schina Feldarn?  
Ihr tut, als hätt ihr Macht,  
Ols wält ihr macha Holda<sup>1</sup>  
Of meim Gebiet und Robt.  
Ihr tut, als hätt ihr Macht.  
Ihr Bergleut seid a Pauern  
Zum Echoda och erdocht.

<sup>1</sup> Halden sind gemeint.

Bergmann:

Du sprichst aus Unverstand!  
Das ist dir zu beweisen,  
Daß aus des Bergmanns Hand  
Kommt Kupfer, Stahl und Eisen,  
Gold, Silber, Zinn und Blei,  
Metalle mancherlei  
Durch Arbeit unsrer Hände  
Geschaffen wird herbei.

Bauer:

Mir ober nie asu!  
Loßt ihr mei Feld ei Friede!  
Wenn ich will Eisa hon,  
Do geh ich zu dam Schmiede,  
Dar macht mir ols so nett,  
Mistgobaln und Hemmfett',  
Pflugschor und ander Eisa,  
Wenn ich viel nötig hätt'.

Bergmann:

Mein lieber Bauersmann,  
Soviel wir an euch spüren,  
Ist es nicht wohl getan,  
Mit euch zu disputieren.  
Seid ihr uns auch nicht hold,  
Verklagt uns, wo ihr wollt,  
Wir wissen schon von weitem,  
Was ihr ausrichten sollt.

Bauer:

Dos is a ander Wurt,  
Sollt ihr de Freiheit hoba,  
Nu, nu, do grobt och zu.  
Ich gah (geb) neh Steuerngoba  
Und fä Soldotageld.  
Ihr müßt mir für mei Feld  
Fünfhundert Toler zohla,  
Sonst brauche ich Gewalt.

Bergmann:

Für dies, was ich verwinst,  
Für dies und andre Sachen,  
Wie es gebräuchlich ist,  
Will ich nen Ruß vermachen.  
Denselben habt ihr frei,  
Die Erzfuhr auch dabei,  
Drum könnt ihr euch leicht denken  
Daß es euer Schad' nicht sei.

Bauer:

Wos is denn dos a Ruß?  
Wos soll den äner galda,  
Viel lieber zohlt mer flugs,  
Dann war ich's Maul schon halda.  
Zu froga stieht mir frei,  
Ob ar vo Struh, vo Heu,  
Vo Lähmt oder Lader,  
Ob er vo Holze sei.

Bergmann:

Ein Ruß, das ist ein Teil,  
Bestehend in den Zechen,  
Zu graben steht uns frei,  
Drum höret, was wir sprechen:  
Legt man ein Bergwerk an,  
So habt ihr Teil daran  
Und könnt in wenig Jahren  
Schon sein ein reicher Mann.

Bauer:

Dos ga der liebe Got,  
Ihr lieba, brava Leutla,  
Ich brauch's in gruffer Not,  
Ihr macht mir gruffa Fräde!  
Sieht mit mer ei de Schenk'!  
Wir wälla fröhlich laba!  
A Schelm, dar's besser mäht!

N. B. Das vorstehende Lied ist so recht charakteristisch für das einstige Bergbaugebiet des Neisser Landes. Evident ist der angeessene Bauer in zäh-konservativer Art bestrebt, einer Umgestaltung und Verschandelung seiner Flur durch Schaffung eines maulwurfsartig alles unterminierenden Bergwerks energisch abwehrend entgegenzutreten. Mehrfach tritt seine Unwissenheit in ergötzlicher Weise hervor. So bei der Frage nach dem „Ruß“. Schließlich werden die sämtlichen Bedenken mannigfacher Art besiegt durch den egoistischen Wunsch, ein reicher Mann zu werden. Durch diesen bezüglichen Hinweis trifft der Bergmann mit seinen Empfehlungen eine Resonanz weckende Seite.

# Bauer und Bürger

Eine Erntedankfestrede in der Stadt

Von Alfons Perlick

Deutscher Bauer, deutscher Bürger!

Die Erntezeit ist eine hohe, heilige Zeit im Leben des bäuerlichen Menschen. Seine Saat im Frühjahr brachte jetzt vielfältige Früchte, wurde jetzt groß; nicht für ihn allein, sondern auch für seine Volksgenossen, für die gesamte Volksgemeinschaft, für Land und Stadt. Und deswegen wird ihm das Ernten nicht nur zur Arbeit und Last, sondern auch zur Freude, zum Dank gegen seinen Herrgott, zum Segen, zur Erfüllung.

Der heutige feierliche Tag, der in den Stunden dieses Dankes Land und Stadt gemeinsam umschließt, darf nicht zu Ende gehen, ohne nicht jeden zur Besinnung geführt zu haben, daß dieses prächtige neue deutsche Gemeinschaftsfest vor allem die Bauern- und die Bürgerschaft zu neuem Volks- und Seelentum führen soll. Ohne dieses Ziel, diese Tiefe, diese Innerlichkeit, diese Ergriffenheit muß dieser Tag immer äußerlich, kalt und volkstumsfremd bleiben. Binden muß er wieder uns Menschen der Stadt und des Landes aneinander, die gemeinsamen Kräfte des Blutes und der Bodenverbundenheit wieder zur Lebendigkeit bringen, um sie alle, die da draußen auf den Feldern, die da hier in den Straßen der Stadt, um sie alle wahre, ehrliche, gleichwertige Volksgenossen werden zu lassen, aus denen die gesunde, deutsche Volksgemeinschaft erstehen kann. Denn das Bauerntum ist der Mutterboden unseres Volkstums, die Wiege unserer Volksseele, der Träger unserer gemeinsamen Volksart und Volkskraft. Nur aus der Verbindung von Kultur und Natur, von Mensch und Scholle, nur aus der Tatsache des Landbesitzes können immer wieder die Kräfte lebendig werden, die ein Volk ständig durchströmen müssen, um es als Gemeinschaft in seinem Werden zu gestalten und zu festigen. Acker und Feld sind Gottesboden... Acker und Feld sind Wunderreiche... Acker und Feld müssen blühen, müssen Früchte tragen... und Acker und Feld brauchen Segen und Beten. Und so formen Acker und Feld die Menschen, die ihnen angehören, die ihnen ihre Liebe und Kräfte weihen, zu einer Einheit, zu einer natürlichen Gemeinschaft.

Und all die Bräuche um Saat und Ernte, was sind sie nicht anderes, als uralte, einfache Gebete und Segenswünsche. Und die Lieder im Volke: Jauchzen und Weinen im Dorfe; und die Sagen: Naive Belebung und Vergeistigung der Fluren; und die Märchen: Wünsche, Glückhoffen, Vertrautsein; und die Sprache des Landmanns in ihrer Prägung: Einfachheit und Natur. So ist der bäuerliche Lebenskreis in seiner Bindung an die zu bebauende und fruchtbringende Erde der stärkste Repräsentant der Volksgemeinschaft. Wenn auch in diese Welt schon vielfach wirtschaftlicher und technischer Rationalismus eingebrochen ist, das deutsche Dorf als Kraftquelle und als Lebensstätte für das deutsche Volkstum ist zur Zeit noch unerschüttert. Aber die ländliche Gemeinschaftskultur war in Gefahr, in größter Gefahr. Diese Gefahr drohte von oben aus der anderen Schicht unseres Volkstums, aus der Zone des Bürgertums. Die Hinneigung, das Streben des Bauern, sich bürgerliche Kulturformen zu eigen zu machen, denen er dann zum Opfer fällt, entspringt von jeher einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl, für das nicht der Bauer, sondern immer wieder der Bürger verantwortlich zu machen ist.

Nur das Dorf in seiner Einfachheit und Urwüchsigkeit kann in alle Ewigkeit die einzig mögliche Siedlungsform sein, in der Brot wird. Und nur der Bauer in seiner Natürlichkeit und Beständigkeit kann der einzig mögliche Volksgenosse sein, der Brot schafft. Darum muß dieser Mensch des Landes, dieser Kamerad am Pfluge wieder auferstehen als starker Exponent seines Raumes, als würdiger Herr und treuer Behüter seiner Scholle.

In dem Schicksalsraum der Stadt ist auch Gemeinschaft vorhanden; doch ist sie anderer, zweiter Art. Die wirtschaftliche Seite überwiegt. Der Mensch ist hier zu sehr eingespannt in Arbeit und Kultur, denen die natürlichen Bindungen und Kräfte mangeln. Arbeit und Freude stehen

hier nicht mehr im rechten Verhältnis zueinander und lassen Einseitigkeit und Unausgeglichenheit zurück. Die bürgerliche Kultur der alten Form ist zu schematisiert, unlebendig, und deswegen zu ungeistig! Die natürliche Grundlage des Lebens, der Boden, die Scholle fehlt. Aber man wird nie wieder die Stadt zum Dorfe machen können. Stadtbildungen sind durchaus wirtschaftliche und kulturelle Notwendigkeiten. Hier liegt die Problematik. Der Bürger aber muß um seines Menschen- und Seelentums willen, wenn diesem Prozeß der Entfremdung und Entartung sofort Einhalt geboten werden soll, wieder in irgendeiner Form an die schöpferische Natur, an den fruchtbaren Boden gebunden werden. Schrebergärten, Blumenpflege, Grünanlagen, Randsiedlungen, Wochenend, Wandern und Reisen sind Möglichkeiten, verlorene Landverbundenheit zu erwerben und eine gesunde Grundhaltung für die Wertung des Lebens zu gewinnen. Die Stadt braucht das Land; das Land ist Mutterboden; Stadt ist erst aus Land geworden. Darum darf und muß man dem Bürger und seinen Kindern immer wieder zurufen:

Hinaus aufs Land, die Kräfte des Ackers und des Dorfes spüren; Achtung und Ehrfurcht und Verständnis für den bäuerlichen Lebenskreis finden; merken, daß Dorf und Stadt in ihrer gegenseitigen geistigen Formung und Durchdringung voneinander abhängig und aufeinander angewiesen sind; merken, daß man die Kulturmissionen der Stadt, ihre Sendung, ihre Wertung für die Gestaltung des um sie herumliegenden Volkstums nur vom Dorfe her, nur vom Lande her erkennen und beurteilen kann!

So stehen Stadt und Land zueinander. Als Bewohner eines Grenzlandraumes müssen wir noch über diese Erkenntnis hinaus spüren, daß unsere gemeinsame Volkstumskraft für ein besonderes Bewahren und Beschützen unserer schlesischen Heimat einzusetzen ist.

Und so wollen wir in dieser feierlichen Stunde unsere gesamten Kräfte erneut und bewußt der Volkwerdung und Gemeinschaft im Ostland weihen und uns zur folgender Einsicht und Verpflichtung bekennen:

Deutscher Bürger! Sei dem Bauern, dem Landmann, deinem Volksgenossen, der Dir da draußen in den Dörfern Dein Volkstum und Deine Sitten sichert und lebendig erhält, der Dir da draußen auf den Feldern Dein Brot schafft, in Liebe und Achtung und Ehrfurcht zugetan; denn, wenn ein Volk in seinem Bauertum Brauchtum und Sitte verliert, so wird es nicht nur sittenlos, sondern hört auch auf, ein geistig Volk zu sein. Und wenn ein Volk in seiner Bauernschaft seinen Brotgeber verliert, so muß es hungern und verderben und ist auch leiblich dem Untergange geweiht.

Deutscher Bauer! Sei wieder stolz auf Deine einfachen Lebensformen! Pflege weiter Deine Art, Dein dörfliches Brauchtum, Deine würdige Verbundenheit mit dem Boden und den Jahrhunderten, denn diese, Deine Sitten sind Ausdruck Deiner geistigen Haltung und Gesinnung, sind die natürlichen Symbole der heimatlich-deutschen Volksverbundenheit, sind die ersten Voraussetzungen für unser endgültiges inneres Zusammenfinden, für unser Gut und Gesundwerden, für unser Aufstehen im neuen, im dritten deutschen Reiche.

# Die Darstellung des heimatischen bäuerlichen Lebenskreises im Oberschlesischen Landesmuseum

Von Alfons Perlick

Die in den Sammlungen eingefangene, von ihrer eigentlichen Umgebung losgelöste Welt gibt in ihrer systematischen Übersicht die einzige Möglichkeit, vergangenes Leben zu spüren und so auch eine Grundlage zu schaffen, auf der die Tendenzen der Gegenwart in ihrer Heimat- und Weltgebundenheit zu erlebnisvoller Erkenntnis gebracht werden können. Die einzelnen Gegenstände fordern auf Grund einer in ihrer Aufgabe liegenden Eigengesetzlichkeit die Zusammenstellung nach sinngemäßen Einheiten. Aber nicht die stoffliche, technische oder künstlerische Bewertung kann dafür entscheidend sein, sondern die innere Zusammengehörigkeit zu einem Lebensraume, in dem sie Standort und Geltung haben.<sup>1</sup> Nur die organische Beachtung im Lebenskreis erhält und klärt die Beziehungen zwischen den einzelnen Formen und Handlungen.<sup>2</sup> Wie das Bürgertum nur aus dem Werden und der Kultur der Stadt verstanden werden kann, so ist der bäuerliche Mensch mit seiner Arbeit und den sich daraus ergebenden Akten wesenhaft an das Dorf gebunden. Stadt und Land sind in ihren historischen und kulturellen Funktionen immer auseinander zu halten; zwei verschiedene Lebenswelten stehen sich hier gegenüber, die nie ineinander aufgehen können. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich auch für die Aufstellung im Oberschlesischen Landesmuseum mit aller Dringlichkeit die getrennte und in sich geschlossene Behandlung des bürgerlichen und bäuerlichen Kulturmaterials.

Die Volkskunde des ober-schlesischen Dorfes zeigt im Museum aus Raumangel nur die hauptsächlichsten volkskundlichen Gegenstandsformen; die Darstellung der geistigen, ideellen Volksgüter (Sitte und Brauch, Sagen, Märchen, Volkslied, Aberglauben...) mußte einstweilen zurückgestellt werden. Der Rundgang durch die bäuerliche Lebenswelt wird mit der Abteilung Hausbau eröffnet; gerade der Hausbauforschung ist jetzt in unserem Raume nähere systematische Beachtung zuteil geworden (Palm, Helmigk), so daß bald auch hier klare Ergebnisse vorliegen werden.<sup>3</sup> Das Modell eines mitteldeutschen Bauernhofes aus der Beuthener Vorstadt um 1850 zeigt die Form der Gehöfte, die in dem ehemaligen bäuerlichen Gebiete zwischen Beuthen und Rattowitz beheimatet waren. Nach der Straße zu schloß diese Anlage mit der einfach ornamentierten hölzernen Toreinfahrt und dem Blumengarten ab. In dem dem Gärtchen zugewendeten Giebel kam eine weitere Betonung in der schmuckartigen Verschalung und der Regelspitze zum Ausdruck.<sup>4</sup> Mit Hilfe der Höheren Technischen Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau ist das Schrottholzhaus des Beuthener Landes vollständig durchforscht und jede nennenswerte Anlage maßstäblich<sup>5</sup> aufgenommen worden; die ausgehängten Bauzeichnungen lassen das Vorhandensein der einfachsten und entwickeltsten Hausbautypen in dieser Landschaft feststellen.<sup>5</sup> An bäuerlichen Speicherbauten sind dem Material nach zwei geschlossene Verbreitungsgebiete in Oberschlesien vorhanden. Im ehemals walddreichen Ostoderland wurde vorzugsweise Holz für diesen Wirtschaftsabbau herangezogen; daraus ergab sich eine viereckige hüttenähnliche Blockanlage, in der sich die einfache, einräumige Hauskonstruktion des 12. und 13. Jahrhunderts erhalten hat. Diluviallegenden lieferten stets Lehm für den hier wirtschaftlich notwendigen mehrstöckigen Bau der „Leimes“.

Die Eigenart der bäuerlichen Stubenkultur wird in drei Zimmern aus der Zeit um 1800-1820 dargestellt. Man kann an mancherlei Formen feststellen, wie in diesem Inventar bürgerliche

<sup>1</sup> Vgl. Perlick, Das ober-schles. Landesmuseum in seinem Aufbau als Volksbildungsstätte (Die Provinz Oberschlesien 8, 1933, 69-70).

<sup>2</sup> Vgl. Haberlandt A., Lebenskreise als ein Forschungsziel der Volkskunde (Festschrift Theodor Siebs 1933, 377 ff.).

<sup>3</sup> Vgl. Helmigk M., Hausbau auf dem Lande in Oberschlesien (Der Oberschles. 14, 1932, 629 ff.).

<sup>4</sup> Vgl. Perlick, Die ältere Hausbauweise in Beuthen OS. (In: Beuthen, Dari-Verlag, 1932).

<sup>5</sup> Vgl. Perlick, Das Schrottholzwohnhaus im Beuthener Lande (Oberschles. Heimatkal. d. Provinz 1930).

Kulturgegenstände aufgenommen, hier vom bäuerlichen Empfinden ungewandelt und der neuen Lebenswelt wenigstens äußerlich angepasst worden sind. In der Ziegenhalsler Stube kommt die Wohnart der oberschlesischen Gebirgsbewohner zum Ausdruck. Reicher, farbenfroher gibt sich der Neisser-Leobschützer Raum; das Himmelbett, die Standuhr usw. sind ursprünglich diesem Kreise fremd und fanden als gesunkenes Kulturgut wohl gleich aus dem höfischen Lebenskreis Eingang in den Wohnraum der Bauern. Schrank und Truhe stehen hier noch nebeneinander. In der Stube aus dem Beuthener Lande, deren bäuerlicher Grundcharakter unverkennbar ist, läßt sich zusammenhängend mit einer Vernachlässigung der Form und Farbenbehandlung deutlich der Übergang vom Bauern zum gutverdienenden Restauranten und schließlich zum verarmten Bergmann erkennen. Das Bildmaterial zeigt fremden östlichen Einfluß und ist durch den Besuch von Wallfahrtsmärkten eingeführt worden. Ergänzt werden diese Räume durch weitere Zusammenstellungen von häuslichen Gegenständen wie Tonkrüge, Bauerntellern, Lonschüsseln, Pfefferkuchenformen usw. Besondere volkskundliche Beachtung muß im Ostraum auch die Entwicklung der „hl. Geisttaube“ finden, die in der Nähe des Ofens oder über dem Tisch in der Stube zum Aufhängen kommt. Verhältnismäßig zahlreich sind bei uns auch die Flaschenarbeiten, die sog. „Eingericht“ verbreitet, die vorzugsweise religiöse Motive (Kreuzigung, hl. Grab, Messopfer. . .) zum Gegenstand haben und vom Volke sehr geschätzt werden.<sup>6</sup> Ein Stück wertvoller heimatlicher Volkskunst, die unbedingt mehr Pflege fordern sollte, stellen die Strohkleebearbeiten aus der Neustädter Gegend dar.

Sitte und Brauch konnten immer nur vereinzelt in ihren gegenständlichen Formen in Sammlungen untergebracht werden. Kränze und Schmecker aus dem oberschlesischen Hochzeitsbrauchtum des Ratiborer Gebietes zeigen die natürliche Farbenfreude und Fröhlichkeit des Bauern an seinem Hochzeitstag im Lebenslauf. Eine große Anzahl von Ostereiern läßt auch hier einen bisher noch nicht untersuchten Reichtum von Farbönen, Motiven und Hiertechneken erkennen. Nach dem Kochen der Eier in der Grundfarbe (z. B. Zwiebelschalen, Gras, Kaffeesatz. . .) werden die Verzierungen durch Auskrägen, Auslaugen mit Scheidewasser, Auflegen von Wachs, plastische Dekorierung mit Binsenmark, Umrwickeln von bunten Wollfäden mannigfaltig angebracht. Die Art der Färbung, vor allem die Schmucktechnik und die Motivauswahl sind an örtliche Traditionen gebunden; Träger dieser Überlieferung sind zumeist alte Frauen. Durch Verzug oder Nachahmung finden aber innerhalb des gleichen Volksraumes die vielfältigsten Übertragungen und Neuschöpfungen statt, (z. B. Leobschütz-Kosberg). Weitere Bilder und Brauchtumsgeseräte aus der Osterwoche vervollständigen das Material dieses wichtigen volkskundlichen Jahresabschnittes. Das Sommerbäumchen und die weibliche Puppe, die beim Winteraustragen verwendet wird, sind deutsche Formen. Der Christbaum ist erst um 1870 in den oberschlesischen Bauernhäusern heimisch geworden. Zu den Gemeindegüternummern gehört die große Anzahl von Schulzenstäben, die noch in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. in Gebrauch waren.

Im bäuerlichen Lebenskreis spielt auch die Tracht eine wesentliche Rolle. Auch hier sind wie beim Mobilien bäuerliche Kleidungsstücke in den Umformungsprozess einbezogen und so Ausgang für die mannigfachen Gestaltungen ländlicher Bekleidungsart geworden. Die in Oberschlesien getragenen Kopftücher wurden zumeist aus Deutsch-Böhmen bezogen; nur in der Oberralogauer Gegend ist die Herstellung eines gehäkkelten Tuches bodenständig gewesen. Aberaus reich ausgestaltet sind die Hauben des Neisser-Leobschützer Gebietes.<sup>7</sup> Für die oberschlesische Tracht werden reichlich viel Bänder als Hierschleifen, Schürzenbänder, Aufnähhänder für Nieder und als Kranzbänder für die Braut und die Kränzeljungfern verwendet. Früher wurde das Material aus Leipzig bezogen, jetzt aber kommt die Lieferung aus der Schweiz, da die Schweizer Fabriken den gesamten mitteleuropäischen Raum mit diesen Maschinenstickereien versorgen. Nach Gefallen an Farbe und Muster werden die Bänder von den Bäuerinnen ausgesucht und in das Dorf

<sup>6</sup> Vgl. Erbotof, Ein Niedowitzer Hochzeitsgeschenk (AOB 2, 1925).

<sup>7</sup> Vgl. Szewczyk, Einige oberschlesische bäuerliche Haubentypen (Der Oberschles. 16, 1934, 230 ff.)

eingeführt; für gewisse Zeitabschnitte gelten sie dann als traditionell. Zwei Trachtengruppen, die in ihrer Anlage rein deutsche Art aufweisen, die Kossberger und die Schönwälder, sind vollständig in zwei großen Schauschränken zur Aufstellung gekommen. Die Kossberger weibliche Kleidung weist sich als deutsche Kockmieder-Tracht aus und fällt durch die große weiße Spigenhaube auf; der Anzug der Kossberger Männer geht auf die Uniform der friderizianischen Zeit zurück. Der Schönwälder Schrank zeigt vor allem die Entwicklung der kunstgewerblich prachtvollen Stickerei von dem einfachen volkstümlichen Kantenschmuck des Kopfstuches her.<sup>8</sup>

Im Anschluß an die Trachten führt uns die Sammlung in die Stoffbereiche ein, die sich um den Hof und die sonstigen Wirtschaftsstätten lagern. In zwei getrennten Abteilungen sind hier die Haus- und Feldwirtschaftsgeräte untergebracht. Die im häuslichen Betriebe benützten Geräte aus Holz (Handmühlen, Stampfen, Mulden, Körbe . . .) sind technisch ältere Formen, die noch bis in das 19. Jahrhundert bei uns im Gebrauch waren. Die Handmühlen zeigen in ihrer wenig von einander abweichenden Gestaltung nur verschiedene Handhabungen, die Steine in Bewegung zu setzen; eine der häufigsten Art ist die Befestigung der langen Drehstange an dem niedrig gelagerten Deckbalken der Stube. Ein Rokittträger Stück läßt schon durch Anbringung eines eisernen Schwungrads den Übergang zur modernen Maschine erkennen. Von den sonst im oberschlesischen Haushalt üblichen Stampfen hat sich nur noch das Butterfaß erhalten können; Stampfen für Graupe, Hirse, Mohn usw. kommen nur noch vereinzelt um die Weihnachtszeit in Betrieb.<sup>9</sup> Auch die hölzerne, aus einem Stück gefertigte Fleischermulde ist bereits durch eine Form aus Blech abgelöst worden. Traggeräte aus Weidengeflecht weisen auf die Korbflechterei an der Oder hin;<sup>10</sup> Schüsseln und Mulden werden in der Czarnowanzer Gegend aus Kiefernwurzeln hergestellt.<sup>11</sup>

Unter den Feldwirtschaftsgeräten nehmen besonders die Pflugarten einen breiteren Raum ein. Sie umfassen die Formen des 16.-19. Jahrhunderts und zeigen in ihrer Konstruktion bereits starke Einflüsse der modernen Eisentechnik. Im Rahmen der kleineren Feldarbeitsgeräte wäre auf die langstielige Sichel, der Vorläuferin der Sense, hinzuweisen. Um das Getreidestroh für die Stalldüngung im ganzen Umfange auszuwerten, wurden in der friderizianischen Zeit Verfügungen gegen den nachlässigen Gebrauch der Sichel beim Getreidemähen erlassen. Um nun ohne besondere Mühe das Getreide in seiner ganzen Länge schneiden zu können, kam in dieser Zeit die im Westen bereits verwandte Sense in unsere landwirtschaftlichen Betriebe zur Einführung. Die vereinzelt noch bei uns benutzte Feldwiege, das Grastuch an einem Dreigestell, scheint in den großen osteuropäischen Ebenen sehr volkstümlich zu sein. Ergänzt wird diese kleine Schau durch eine Zusammenstellung, die sich auf das oberschlesische Erntebrauchtum<sup>12</sup> bezieht. Um die große Erntekrone auf hoher Stange mit bunten Bändern, die von Kossberger Bauernburschen als Erntedankfestbitter zu Pferde durch die Stadt getragen wird, reihen sich Erntekränze der einzelnen oberschlesischen Landschaften. Die hier aufgestellte Haferalke und Roggenmuhme personifizieren den im Getreidefeld enthaltenen Fruchtbarkeitsgeist. Die Verbreitung des Teufelsrades oder Karussells - ein Wagenrad, das horizontal auf einem Balken befestigt ist und von einem Pflugarren im Erntefestzug mitgeschleppt wird - läßt sich von der Pfalz aus über Süddeutschland, Oberschlesien bis in die deutschen Siedlungen Wolhyniens und Galiziens nachweisen. Zum bäuerlichen Kulturkreis gehört auch die Bienenzucht. Die hier im Ostraum verbreiteten, wegen des Holzreichtums sich am längsten gehaltenen Beuten in Form von Bauklößern, sind noch im 19. Jahrhundert aufgestellt worden. Zumeist roh zurechtgemacht, ermöglichen sie durch mit Lehm verklebte Seitenschlitze den Eingriff in den Honigraum. Nach oben werden die Stöcke

<sup>8</sup> Vgl. Kaiser, *Snjara Mime sing on ausgenähn* (ebd.)

<sup>9</sup> Vgl. Wunschil, *Stampa* (Uns. Heimat 1924, No. 4 u. Der Oberschles. 1924, 484—86).

<sup>10</sup> Wöslar, *Die Chrosogüger Korbwarenindustrie* (Ausf. 19, 24, 25, 34—36).

<sup>11</sup> Strecke, *Vom Wurzelflechter im Oppelner Lande* (Der Oberschles. 13, 1934, 629—31).

<sup>12</sup> Vgl. Perlick, *Oberschlesische Erntebrauche* (Der Oberschles. 15, 1935, 389 ff.)

durch ein kleines Schindeldach abgedeckt. Eine durch die Klosterkultur, wohl aus dem Österreicherischen in der Barockzeit nach Norden verbreitete Sonderart dieser Klostebenten sind die wenigen noch in Oberschlesien vorhandenen Figuralstöcke (z. B. Hl. Johannes im Oberschles. Landesmuseum; Hl. Florian im Patschkauer Heimatmuseum; Hl. Johannes in Kamitz b. Patschkau...). Wenn man diese Stücke in ihrer derben, handwerklichen Plastik auch als Produkte der Volkskunst würdigen muß, in dieser Herstellungsart scheint ein noch tieferer, ursprünglicher Sinn zu liegen. Die Figuren tragen vornehmlich apotropäischen Charakter; sie sollen das Bienenhaus und den darin aufgesammelten Honig vor schädigenden Einwirkungen bewahren und gleichzeitig den Stocck und seinen Inhalt unter den Schuß des betr. Heiligen stellen. Die bei der farbigen Behandlung der Schußstöcke gern verwandte und bei der Kennzeichnung des Flugloches vorherrschende blaue Farbe verstärkt diese Annahme. Im 18. Jahrhundert werden in ausgiebiger Weise Versuche unternommen, auch in unserem Gebiet die Holzbeuten aus mancherlei Gründen (Holzerparnis, Kälte...) durch Strohkörbe verschiedenen Systems (Stülpbienenkörbe, Kamitzkorb...) zu ersetzen. Vor allen Dingen brachte späterhin die Einführung der beweglichen Wabe eine gewaltige Umformung der Stocckbauten. Unter den hier vorhandenen Bienenzuchtaltertümern fällt die große Beschnitzer Wachspresse aus dem 18. Jahrhundert mit den einfach geschnitzten Wirbeln auf.

Der Stall und Wagenraum zeigt neben einer Anzahl von Fahrgeräten (Brittsche, herrschaftlicher und einfacher Bauernschlitten) vor allem Geschirrtarten, die besonders für die Bespannung der Kühe mehrere Formen in unseren bäuerlichen Gegenden aufweisen.<sup>12</sup> Zum eigentlichen Dorfhandwerk leitet die ehemalige Hausindustrie der Flachs- und Hanfbereitung über. Vom Riffelkamm zur Hechel über die Breche, von der Spindel und dem Spinnrad zu den Maßgeräten (Weise, Spulrad) kann hier der vollständige Vorgang beim Hanf- und Flachsbearbeiten gezeigt werden. Der Raum ist als Spinnstube mit Uhr, Glasbildern, Truhe, Blumen und Lichtständer wohnlich eingerichtet, sodas die Besucher von der hier demonstrierenden Spinnerin einen lebendigen Eindruck erhalten.<sup>14</sup>

Der eigentliche Stand der Dorfhandwerker hat sich im wesentlichen erst im 18. Jahrhundert ausbilden können; bis dahin war es das streng eingehaltene Vorrecht der städtischen Handwerker, die benötigten Arbeiten auf den Dörfern zu erledigen.<sup>15</sup> Zu den ersten selbständigen Berufen auf dem Lande gehörte der Schmied und der Schuster; während das Schmiedehandwerk zunächst von dem Gutshofe aus zu einer freien Stellung gelangte, betätigte sich jeder Landmann bis in die jüngste Zeit als eigener Schuhmacher. Die im Museum aufgestellte Kofberger Dorfschmiede zeigt den Schmiedeofen mit dem Blasebalg, den Amboß und das mannigfaltige kleine Handmaterial. Die benachbarte Schusterstube mit ihrem Werkisch und den Glaskugeln ist einfach und schlicht aufgebaut und gibt die kleine Welt einer dörflichen Schuhmacherwerkstatt aus dem Beuthener Lande echt wieder. Die Böttchergeräte (Heinrichau) weisen auf ein Handwerk hin, das schon mehr dem Bereiche der Stadt angehört.

Das gegenständliche Material aus dem ober-schlesischen Dorfe führt uns am Ende der Besichtigung noch in den Raum der Dorfkirche. Gerade die Kirche und die von ihr gepflegte volkstümlich-fakralen Kultur gibt erst einer Siedlung in dieser Ausstrahlung die geistige Weiße und Haltung. Das Modell der Schrotholz-kirche aus Preuß. Krawarn, von der Höheren Technischen Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau, Beuthen OS zur Verfügung gestellt, bringt den Charakter der bodenständigen heimatischen Dorfkirche (Sonderkonstruktion des geböschten Turmes, hohes Satteldach mit barocken Dachreitern, angebauter Umgang...) deutlich zum Ausdruck. Die in dieser Abteilung vorhandenen schlichten Holzplastiken entstammen diesen schlichten Gottesräumen; besonders fällt unter den Volkskunststücken die Gottvater-Figur (Beginn des 18. Jahr-

<sup>12</sup> Vgl. Freiherr, Zur Kenntnis des Kuhgeschirrs in Oberschlesien (Der Oberschles. 16, 1934, 243 ff.)

<sup>14</sup> Vgl. Perlick, Oberschles. Spinnstubenleben (Der Ring 10, 1934, 29—30).

<sup>15</sup> Vgl. Perlick, Der Handwerker in der ober-schles. Volkskunde (Schriftenreihe der Vereinigung Heft 3, 1982)

hundreds) aus der Mikulstschäger Schrottholzkirche auf. Eine Reihe von geschnitzten Schmerzensmännerdarstellungen (18.-19. Jahrhundert) weisen auf einen besonderen Verbreitungskreis zwischen Beuthen und Krakau hin, der wiederum von süd-deutscher Volkskunst beeinflusst ist.<sup>16</sup> Barocke, ziellich bewegte Figürchen gehören zu einem Krippenpanorama aus dem obereschlesischen Vorgebirgslande. Auch in der Kircheneinrichtung zeigt sich die Einwirkung der gutherrlichen Obrigkeit auf dem Lande. In jeder Dorfkirche ladet die an bevorzugter Stelle stehende, mehr oder weniger reich besonders gestaltete Patronatsbank den Gutsherrn mit seiner Familie zum sonntäglichen Gottesdienst ein. Ein hier in diesem Raume untergebrachter, mit altem Schareisen beschlagener Opferstock, stammt aus der Lubowitzer Schlosskapelle und stellt gleichzeitig eine Erinnerung an Eichendorff dar.

Wenn auch in dieser Reihenfolge aus Raummangel nur die volkskundlichen Gegenstandsformen des bäuerlichen Lebenskreises und diese auch nur wieder in Auswahl zur Aufstellung gelangen konnten, so wird doch ein Rundgang durch die vorhandenen Sammlungen einigermaßen eine Übersicht über die Entwicklung und Mannigfaltigkeit des dörflichen Lebens in unserer Heimat geben können. Im Zeitalter des neu geadelten Bauerntums aber müßte ein derartiger Längs- und Querschnitt durch die Welt eines für jede andere Kultur grundlegenden, mit Blut und Boden verbundenen Berufsstandes<sup>17</sup> weit reicher und vollkommener ausfallen. Unsere Dörfer bergen noch eine Menge Bauernaltertümer, die in die bisherig aufgestellten Denkmäler eingereiht, würdig Zeugnis von der einfachen Arbeitsart unserer Väter, von ihrem Kampf um Hof und Flur, ablegen würden. Es wäre dieses Bemühen eine große verdienstvolle Aufgabe für die Landesbauernschaft, so in Ehren auf der bereits geschaffenen Grundlage ihrer reichen bäuerlichen Vergangenheit zu gedenken.

<sup>16</sup> Vgl. Boidol, Zur Volks- und Heimatkunde Ostoberschlesiens (In: Kauder, Das Deutschtum in Polnisch-Schlesien 1932, 156—157).

<sup>17</sup> Vgl. Perlick, Ständische Volkstumskräfte im obereschlesischen Raum (Der Oberschles. 16, 1934, 148—154).

## Deutsches bäuerliches Volkstum

### Übersicht über die neuere Literatur

Von Alfons Perlick

Da die nationale und soziale Betreuung des Bauerntums im Vordergrund der heutigen Aufbauarbeit steht, hat sich auch die Literatur in jeder Weise der notwendigen Fragestellungen annehmen müssen. Standortwerke, mit einer ungeheuren Fülle von Ausführungen und Anregungen für alle Probleme, die den deutschen Bauern sowohl nach der wirtschaftlichen als auch nach der kulturellen Seite betreffen, sind die beiden Bücher des Reichsministers K. Walther Darré: „Das Bauerntum als Lebensquelle der Nordischen Rasse“ (1928) und „Neuadel aus Blut und Boden“ (1930). Durch diese Ausführungen erhält man das endgültige Verständnis und die tiefe Schau für die Höhe des bäuerlichen Menschentums. Die Sonderveröffentlichungen der Nationalsozialistischen Monatshefte führen diese Gedankengänge weiter, um sie in volkstümlicher Form allgemein nutzbar zu gestalten. In „Neuer Adel — Bauer in Not“ (Heft 17, 1931) untersucht Darré die Frage: Adelserneuerung oder Neuadel? Arnold Göttsche stellt eindringlich Kapitalismus und Marxismus als die Totfeinde des deutschen Bauern dar. In der Einleitung zu: „Das Bauerntum im neuen Reich“ (Heft 48, 1934) weist Darré noch einmal auf die ursprüngliche Berufung des Bauern hin, der Ernährer und vor allem Blutquelle der deutschen Nation auf ewig sein muß. Staatsrat Meinberg fordert als eine notwendige Aufgabe der neuen deutschen Geschichtschreibung die Untersuchung des Bauerntums als völkischer Lebensquell. Für die besondere „Betreuung des bäuerlichen Menschen“ wirbt Staatsrat Reinke. Die „Blutfragen

des deutschen Bauertums“ lassen sich nach Horst Rechenbach nur dadurch lösen, daß man das Bauertum wieder zu seinem selbstverständlichen Herrtüm zurückführt. Während der Sonderbeauftragte für Bäuerliches Brauchtum, für Sitte und Gesittung im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft Erwin Mezner „Blut und Boden als Grundlage unseres Volkstums“ allgemein aufzeigt, geht Konrad Hahn näher auf „Bäuerliches Brauchtum und Werk-tum“ als eine an die Scholle gebundene reiche lebendige Kultur ein. Man wird aber das heimi-sche Bauertum erst dann verstehen und werten können, wenn man seine gesamte Entwicklung über-schaut. H. Reinhofer stellt das Werden dieses Berufes in seiner „Geschichte des deutschen Bauernstandes“ von dem nationalsozialistischen Standpunkt aus dar. In allen deutschen Land-schaften überwiegen die volkskundlichen Untersuchungen des bäuerlichen Lebenskreises. Eine all-gemeine Einführung in dieses Volkstum gibt R. D. Beez in seiner kleinen Schrift „Der Bauer und sein Volkstum im Lebenslauf und Jahresring“ (1931). Unter Führung von Eugen Fehrle veröffentlichte Karl Krieger einen Überblick über das „Kraichgauer Bauertum“ (1933), das beachtliche Vorschläge zur Neubelebung und zum Schutze des guten, alten Bauerngeistes ent-hält. In geradezu vorbildlicher Weise nimmt sich das Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde der Erforschung des dörflichen Kulturkreises an. O. Brinkmann untersucht „Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft“ (1933) und stellt die dafür in Frage kommenden psy-chologischen Grundlagen fest. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt M. Bringemeier in ihren Ausführungen über „Gemeinschaftsgeist und Volkslied“ (1932). Die „Bäuerliche Gemeinschafts-kultur in Nordravensberg“ (1931) wurde von G. Hagemann bearbeitet. Recht mannigfaltig zeigt sich auch das bäuerliche Volkstum in der Untersuchung von G. Barthel „Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf“ (1931). Auch der gegenständlichen Kultur ist bisher bereits hin-reichende Beachtung geschenkt worden. Mit ungemein reichen dörflichen Altertümern macht uns W. Bomann mit seinem prachtvollen Hausbuch vom deutschen Bauertum: „Bäuerliches Haus-wesen und Tagewerk im alten Niedersachsen“ (1933) vertraut. Aus dem Gebiete der bäuerlichen Trachtenkunde liegt die Veröffentlichung von R. Helm über „Die bäuerlichen Männertrachten im Nationalmuseum zu Nürnberg“ (1932) vor. Prachtvolle bäuerliche Bauten zeigt das in der Reihe der Blauen Bücher erschienene volkskundliche Bilderbuch von Klaus Thiede „Deutsche Bauernhäuser“ (1934). Eugen Fischer bezieht auch das Bauertum ausführlich in seine rasse-kundlichen Forschungen ein. Klemf-Scheidt brachte in der Reihe: Niedersächsische Bauern eine Untersuchung über „Die Geestbauern im Elbweiser-Mündungsgebiet“ (1929) heraus. Auch die Erziehungswissenschaft nimmt sich der bisher unbeachteten Problematik der gegenwärtigen länd-lichen Bildungsarbeit an. Diedrich Rodiek versucht in seiner Darstellung „Der bäuerliche Le-benskreis und seine Schule“ (1933) Richtlinien für die notwendige Neuausrichtung der Land-pädagogik zu geben. Handhaben für die Neugestaltung von Festen und Feiern deutscher Art im Rahmen ländlicher Kulturarbeit liefern: Bucker, „Ländliche Feste“ und Henschel „Erntedank-feste“ (Hanseatische Verlagsanstalt).

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czgodroff in Oppeln, Wilhelmplatz 4, zu richten.

# Provinzialbank Oberschlesien

in Ratibor, Oberwallstraße 32, Ecke Schrammstraße / Fernruf 3961  
Landesbank und Girozentrale / Mündelsichere und öffentliche Bankanstalt  
unter Gewährleistung des Provinzialverbandes Oberschlesien, der ober-  
schlesischen Stadt- und Landkreise, der Kreisangehörigen Städte und der  
größeren Gemeinden.

Depositen-, Kontokorrent-, Giro- und Scheckverkehr / Ankauf, Verkauf sowie Aufbewahrung  
und Verwaltung von Wertpapieren / Besorgung neuer Zins- und Gewinnanteilscheinebogen /  
Vermietung von Schrankfächern / Nachtreisor / Ankauf von Wechseln / Gewährung kurz-  
fristiger Kredite gegen fahungsgemäße Deckung / Einziehung von Wechseln, Schecks sowie  
Zins- und Gewinnanteilscheinen / Besorgung fremder Zahlungsmittel / Stellung von Akkre-  
ditiven an Bank- und Börseplätzen des In- und Auslandes / Ausstellung von Kaskokredit-  
briefen / Gewährung von langfristigen Amortisationshypotheken auf ländliche Grundstücke

Aberweisungsverkehr nach allen Sparkassenplätzen Deutschlands

mit besonderer Einrichtung für Gilüberweisungen.

## Oberschlesische Stadtschaft

Öffentl.-rechtliche Kreditanstalt (Führung der Geschäfte durch die Provinzialbank Oberschlesien)  
Gewährung von Hypothekendarlehen auf Wohngrundstücke.

Die größte Leistung zum niedrigsten Preis!

MIT KOFFER UND ALLEN NEUERUNGEN RM. 234,-  
Mit Koffer in vereinfachter Ausführung RM. 188,-

Maschinenfabr. Koppell G.m.b.H.  
Chemnitz-Koppell.

# der große Herder

Vieles wissen  
und mit diesem  
Wissen  
etwas anzufangen  
wollen  
lehrt der  
Neue Lexikontyp!

Auskunft beim Buchhändler  
oder bei Herder, Freiburg i.B.

... und  
Tschauder  
hat auch  
gesiegt

... mit seinem Festhalten  
an deutscher Wertarbeit  
jetzt kauft die deutschbewusste  
Bevölkerung Qualität

**A. TSCHAUDER**

Gegr.  
1868

**Möbelfabrik**

Ratibor Adolf-Hitler-Str. 22  
Gleiwitz Reichspräs. Pl. 3

**Reklame-Schönhals**  
Klischees in allen Techniken  
Entwürfe, Fotografien  
fertig! Klischeefabrik Breslau  
Reuschestr. 51  
Tel. 56844



„Lest wieder Gedichte!“

Im Verlag

„Der Oberschlesier“ Oppeln erschien die  
zweite Auflage des schönsten Lyrikwerkes  
von Alfons Hadduk

**Der königliche Bettler**

Die Gedichte vom Heiligen Franz

Hermann Basse: „Stimmung und Gesinnung dieses  
Büchels sind mir lieb.“ „Zum Schönsten, Innigsten  
und Liebenswertigsten neuerer Lyrik zähle ich diese  
Gedichte.“ (Der innere Kreis) — „Wunderbar klingen-  
de und schwingende Verse. Die Fülle des Glanzes,  
der Duft des Frühlings, der Eifer der Armut, das  
Lächeln der Demut, alles wird auch in jedem Leser  
wach werden.“ (Unsere Heimat) — „Die ganze,  
tieffeltische Eingabe eines echten Dichters spricht aus  
den Versen, die ich als eine ernste Predigt an unsere  
Zeit bezeichnen möchte.“ (Reißer Zeitung).

Umschlag und Druckanordnung

Paquita Kowalski-Tannert, Breslau  
32 S. Preis brosch. 0,80 M., geb. 1.— M.

Das Meßbuch jedes  
Kirchenbesuchers

**SCHOTT**

Ausgaben für jedes  
Alter, jeden Stand,  
jeden Anspruch

Von S. H. Papst Pius XI.

empfohlen

In allen  
Buchhandlungen